1,50 DM / Band 135
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Der Moloch

Belgien F 28 / Frankreich F 3.80 / Italien L 750 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1.75 / Schweden kr 4.50 i.m. / Spanien P 65



Der Moloch

John Sinclair Nr. 135

von Jason Dark

erschienen am 03.02.1981

Titelbild von J. A. Domingo

Sinclair Crew

Der Moloch

Beängstigend monoton folgte der schwarze Leichenwagen dem VW-Käfer, doch Jane Collins hatte keine Angst. Sie war nur ein wenig beunruhigt, denn so ein Leichenwagen ist wirklich nicht jedermanns Sache. Natürlich konnte alles einen völlig harmlosen Grund haben, ebenso harmlos wie Janes Fahrt zu den Conollys, denn sie wollte Sheila mal wieder besuchen, und auch Shao, die Chinesin, war eingeladen. Sie saß neben Jane.

»Fällt dir nichts auf?« fragte die Detektivin.
»Nein.«
»Schau mal in den zweiten Seitenspiegel.«
Das tat Shao.
»Und?«
Die Chinesin blickte Jane an. »Da ist ein dunkler Wagen hinter uns. Schon seit einiger Zeit.«
»Richtig. Aber ich dachte, dir wäre nichts aufgefallen.«
»Ich wußte ja nicht, daß du *ihn* meinst.«
Jane lachte nur und ging mit der Geschwindigkeit herunter, weil vor ihnen das Rot einer Ampel leuchtete.
Sie stoppte hinter einem großen Truck, von dessen Ladefläche es tropfte.
»Soll ich mal aussteigen?« fragte Shao.
»Nein, nein, bleib ruhig hier. Er wird sicherlich bald abbiegen.«
»Das sagst du nur, um dich zu beruhigen, Jane.«
»Stimmt.«
Shao drehte sich auf dem Vordersitz. Viel konnte sie von dem Wagen nicht sehen. Zwei andere Fahrzeuge befanden sich zwischen ihnen. »Wenn man nur wüßte, wo der hin will«, murmelte die Chinesin.
»Vielleicht biegt er gleich ab.« Jane legte den ersten Gang ein, weil der Truck vor ihr ebenfalls anruckte.
»Komisch ist es schon, von einem Leichenwagen verfolgt zu werden«, meinte Shao.
»Vielleicht sollten wir abbiegen. Urplötzlich, ohne Vorwarnung«, schlug Jane vor.
Shao schaute sie an. »Der beunruhigt dich auch – oder?«
»Kann sein.«
»Okay, mach es.«
Die beiden Frauen hatten den dichten Häuserwirrwarr der Innenstadt bereits hinter sich gelassen und fuhren auf die Chelsea Bridge zu. Am Sloane Square gab die Detektivin plötzlich Gas und bog, ohne zu blinken, in eine schmale Straße ein, die später wieder auf die Chelsea Bridge Road führte.
Der Wagen blieb zurück.
Jane lachte erleichtert. »Geschafft.«
»Nein«, sagte Shao, »da ist er wieder.«
Jane Collins ging unwillkürlich mit der Geschwindigkeit herunter. Jetzt sah sie es selbst. Der Leichenwagen war tatsächlich in die schmale Straße eingebogen und hatte sich wiederum auf ihre Fährte gesetzt.
»Das gibt es doch nicht«, murmelte die Detektivin und fuhr langsam weiter.
Grelles Hupen ließ sie zusammenschrecken.

»Achtung!« schrie Shao.
Jane hatte zwar auf den Leichenwagen geachtet, aber nicht nach vorn geschaut. Dabei war sie zu sehr auf die rechte, die Überholseite, gekommen, und das entgegenkommende Fahrzeug konnte nicht mehr ausweichen.
Hastig riß Jane Collins das Lenkrad herum. Haarscharf wischten die beiden Wagen aneinander vorbei.
»Puh, das ist noch einmal gutgegangen«, stöhnte Jane. »Das kommt davon, wenn man sich ablenken läßt.«
»Und der Leichenwagen?« fragte Shao.
»Verflucht, er ist immer noch da.«
Jane hatte recht. Lautlos rollte der schwere Wagen hinter ihnen her. Ein schwarzes, glänzendes, eckiges Ungeheuer, eine wüste, düstere Drohung, ein rollender Sarg auf vier Rädern.
»Kannst du den Fahrer erkennen?« flüsterte Shao. Sie wußte selbst nicht, warum sie ihre Stimme gesenkt hatte.
»Nein. Es ist schlecht. Die Scheiben sind getönt. Manchmal habe ich das Gefühl, als würde niemand in dem Wagen sitzen.«
»Das gibt es doch nicht.«
Jane Collins lachte, als sie Shaos Antwort hörte. »Mit dem Das-gibt-es-doch-nicht wäre ich ein wenig vorsichtig. Du weißt selbst, was wir alles schon erlebt haben.« Jane verringerte das Tempo, weil sie an einem geparkten Lastwagen vorbei mußten.
»Da sagst du was«, erwiderte Shao. Sie hatte sich gedreht und schaute durch die Rückscheibe, damit sie den Leichenwagen nur nicht aus den Augen verlor.
So unterschiedlich die beiden Frauen auch äußerlich waren, sie verstanden sich ausgezeichnet.
Da war die blonde Jane, eine selbstbewußte Frau, die sich im Leben zurechtfand und doch froh war, wenn jemand sie beschützte.
Heute trug sie zum ersten Mal die schwarze Perücke, die ihr eine eifrige Friseuse aufgeschwatzt hatte.
Daneben Shao. Die Chinesin mit den langen, lackschwarzen Haaren. Sie stammte aus einem anderen Erdteil. Suko, ihr Freund, hatte sie in Hongkong kennengelernt und mit nach London genommen.
Shao war damals selbst in einen gefährlichen Fall verstrickt gewesen, hatte sogar auf der anderen Seite gestanden, doch durch Suko war sie gewissermaßen bekehrt worden.
Jetzt wohnte sie bei ihm, und sie hatte sich sehr gut in London eingelebt.
Rechts und links der Straße standen niedrige Wohnhäuser. Es gab auch brachliegende Grundstücke und kleine handwerkliche Betriebe.
Sie sahen bereits das Ende der Straße, und der verdammte Leichenwagen befand sich noch immer hinter ihnen.

»Langsam fällt er mir auf den Wecker«, sagte Jane.

»Mir auch.«

An der Kreuzung gab es eine Ampel. Sie zeigte noch Rot, sprang aber auf Gelb über und wechselte schnell zu Grün hin. Drei wartende Wagen setzten sich in Bewegung.

Und auch der Leichenwagen beschleunigte.

Shao und Jane hörten das Aufheulen des Motors. Plötzlich wurde das schwarze Fahrzeug schnell.

»Er will uns überholen!« rief Shao.

Der wollte das nicht nur, sondern tat es.

Auf einmal war er rechts neben ihnen. Ein dunkler, huschender Schatten, schnell – und vorbei.

Jane hatte unwillkürlich das Bremspedal berührt, damit sie den Wagen passieren lassen konnte. Er schaffte es auch noch, die Grünphase der Ampel zu erwischen, und bog nach rechts in die Chelsea Bridge Road ein. Dann war er nicht mehr zu sehen.

Beide Frauen atmeten auf.

Jane sah den feinen Schweißfilm auf Shaos Stirn. Auch ihr ging es nicht besser. Die Verfolgung hatte die beiden Frauen ziemlich genervt.

Sie atmeten auf.

»Endlich«, sagte die Detektivin. Sie stoppte am weißen Strich. »So eine Verfolgung kann einem schon auf die Nerven gehen.«

»Und wenn es ein Leichenwagen ist, noch mehr«, meinte Shao.

Die Detektivin nickte.

»Hast du wenigstens die Nummer?« erkundigte sich die Chinesin.

»Ja, die habe ich mir gemerkt.«

Shao griff zur Handtasche und holte einen Zettel hervor. »Ich schreibe sie lieber auf.«

Jane Collins diktierte. Als sie damit fertig war, sprang die Ampel um.

Grün!

Sie bogen auf die breite Chelsea Bridge Road ein und sahen linker Hand die Gebäude des Chelsea Royal Hospitals liegen, die von einem großen Park umgeben waren. Weiter vorn schimmerte durch den herbstlichen Dunst das Gestänge der Brücke, unter deren Träger sich die Fluten der Themse wälzten.

Sie kamen glatt zum anderen Ufer hinüber und befanden sich nun im Londoner Süden, nicht mehr weit von ihrem eigentlichen Ziel entfernt.

»Sheila wird sicherlich schon warten«, meinte Shao. Sie schielte auf den Rücksitz, wo die Geschenke für den kleinen Johnny lagen.

Der Kleine war überhaupt der Liebling des gesamten Teams. Jeder hing an ihm, und er war von den Conollys einfach nicht mehr wegzudenken.

Sie rollten auf die Brücke. Der Verkehr staute sich hier, und sie kamen nur im Schrittempo voran.

Shao reckte den Hals. Sie versuchte, über die anderen Fahrzeuge hinwegzuschauen, was kaum gelang.

»Suchst du was?« fragte Jane.

»Ja, den Leichenwagen.«

Die Detektivin lachte. »Den vermißt du wohl, wie?«

»So ungefähr.«

Unter ihnen floß der breite Themsestrom. Es herrschte reger Schiffsverkehr. Gewaltige Containerboote wurden von den Schleppern in Richtung Hafen gezogen. Wie frisch gewaschen wirkten dagegen die weißen Farben der Ausflugsboote. Bunte Fahnen flatterten an den Leinen, und die Decks waren mit Menschen gefüllt, die hinaufwinkten zu den fahrenden Wagen.

Nach der Brücke kamen sie besser voran. Vor allen Dingen wurde die Gegend etwas ländlicher. Die Häuser standen nicht mehr so dicht an dicht, der Verkehr ließ merklich nach.

Über London spannte sich ein prächtiger Herbsthimmel. Im Oktober war es noch einmal warm geworden. Kaum zu fassen. Zwar fiel bereits das Laub massenweise von den Bäumen, doch die Temperaturen erreichten wieder die 20-Grad-Grenze.

Manche Frauen zogen wieder ihre Sommerkleider an. Auch Shao und Jane hatten sich luftiger gekleidet.

Jane trug einen bunten Rock, dazu eine unifarbene, locker fallende Bluse und ein Strickwestchen. Shao zog es vor, in Karottenjeans zu laufen, und hatte sich einen hellblauen Windblouson über den leichten Pullover gehängt.

Die Detektivin fuhr schneller. Links von ihnen lag eine Gartenanlage. Das Herbstlaub an den Bäumen schimmerte bunt im Sonnenlicht. Alle Farben waren vertreten, vom strahlendsten Gelb bis zum tiefsten Braun.

Der Leichenwagen war vergessen. Die Laune der beiden Frauen steigerte sich.

Nur Shao erinnerte noch an den Wagen. »Vielleicht haben wir uns auch alles nur eingebildet«, meinte sie.

»Das Fahrzeug existierte!«

»So meine ich das nicht. Wir sind sicherlich nicht verfolgt worden.«

»Da kannst du recht haben.« Jane warf einen Blick auf die Uhr.

»Schon verflixt spät. Sheila wird schimpfen.«

»Wie es den Männern wohl geht?« wechselte Shao das Thema.

»Die hocken in Johns Büro und reden sich die Köpfe heiß.«

»Glaubst du, daß sie es schaffen, die Mordliga zu sprengen?«

»Ich weiß es nicht. Aber wenn ich helfen kann, bin ich dabei«, erwiderte Jane fest.

Der Weg führte nach links. Unter ihnen hatte der Asphalt einige Buckel und Beulen, die Federung wurde arg strapaziert, aber das hielt

der Wagen durch.

Links wuchs eine Hecke bis dicht an die Fahrbahn. Sie schirmte die Gärten ab. Rechter Hand sahen die beiden Frauen zwei einsam stehende Häuser.

Eine scharfe Kurve.

Jane nahm sie ziemlich schnell. Die Hinterreifen radierten über den Asphalt, quietschten.

Und da trat Jane Collins hart auf die Bremse.

Mitten auf der Straße stand ein Hindernis.

Der Leichenwagen!

***

Janes VW-Käfer rutschte noch einige Yards vor, dann kam er zur Ruhe. Beide Frauen wurden in die Gurte gepreßt und fielen wieder zurück. Sekundenlang sprach keine von ihnen ein Wort. Sie mußten den Schock erst einmal verdauen.

»Ich habe es geahnt«, flüsterte Shao, und eine Gänsehaut rann über ihren Körper. »Ich habe es wirklich geahnt. Dieser Leichenwagen verfolgte uns nicht umsonst.«

Jane nickte.

Sie überlegte fieberhaft. Was wollte man von ihnen? Weshalb stand das Fahrzeug hier auf einsamer Strecke, wo kaum ein Wagen herfuhr und Hilfe demnach nicht zu erwarten war.

»Was tun wir?« fragte Shao.

»Vorbei können wir nicht«, sagte Jane leise. »Links ist die Hecke, rechts der Graben. Wenn wir da einmal drinstecken, kommen wir nicht raus.«

»Warten, bis er wegfährt«, murmelte Shao.

»Vielleicht.«

»Was meinst du damit?«

Jane ließ sich Zeit mit der Antwort. Im Wagen war es still geworden. Man hätte die berühmte Stecknadel hören können, wenn sie zu Boden fiel. »Ich werde aussteigen.«

»Nein«, schnappte Shao, »das ist viel zu gefährlich. Zudem hast du keine Waffe bei dir.«

»Ja, das stimmt auch.« Jane hob die Schultern. »Aber ewig können wir hier nicht stehenbleiben.«

Die beiden Frauen beobachteten den Wagen. Die Scheiben waren tatsächlich sehr dunkel getönt. Sie konnten kaum in das Innere des Führerhauses schauen. Trotzdem hätten sie die Umrisse des Fahrers sehen müssen. Doch da war nichts.

Der Leichenwagen stammte aus Germany. Ein deutsches Fabrikat der Marke Mercedes. Der Stern blitzte auf der Kühlerschnauze.

Schräg fielen die Sonnenstrahlen auf den Lack und machten

unzählige Staubkörnchen sichtbar.
»Vielleicht transportiert er einen Toten«, meinte Shao.
»Willst du nachschauen?«
»Auf keinen Fall.«
»Aber dann sind wir sicher.«
»Ist das so wichtig?« erkundigte sich Shao. »Tu mir einen Gefallen, Jane, fahr zurück. Wir nehmen einen anderen Weg.«
Die blonde Detektivin nickte. »Das wäre natürlich eine Möglichkeit. Ich sage bewußt eine…«
»Und die andere?«
»Ich schaue mal nach.«
»Was? Bist du lebensmüde?«
»Nein, wieso?«
Shao atmete schneller. »Das ist viel zu gefährlich. Wer weiß, was der geladen hat.«
»Das will ich ja herausbekommen.« Jane schaute die Chinesin an.
»Du deckst mir den Rücken, Shao. Ich lasse die Wagentür offen und drehe erst einmal.«
Jane fuhr wieder an. Allerdings rückwärts. Es war gar nicht so einfach, auf dem schmalen Weg zu wenden, aber sie schaffte es. Der Wagen wies mit der Kühlerschnauze in die Richtung, aus der sie gekommen waren.
»Alles klar«, sagte Jane.
»Sei bitte vorsichtig!«
»Sicher doch.« Jane Collins verließ den VW, und auch Shao blieb nicht sitzen. Sie stieg an der anderen Seite aus, ließ die Tür ebenfalls offen und lehnte ihren angewinkelten Arm auf den Holm, während sie der Detektivin nachschaute.
Jane Collins schritt vorsichtig auf den Leichenwagen zu. Sie hatte ein ungutes Gefühl, das man auch mit dem Begriff Angst beschreiben konnte. Aber sie riß sich zusammen. Sie wollte auf keinen Fall nachgeben. Die Neugierde war in ihr erwacht.
Der Wind blies von vorn und preßte den bunten Rock fest gegen ihre Beine. Jane fröstelte plötzlich, es war nicht die Kälte des Windes, der streichelte lauwarm ihre Haut, es war etwas anderes.
Der Leichenwagen.
Er strahlte diese Atmosphäre aus, eine Aura der Kälte, des Bösen.
Der Leichenwagen machte auf Jane Collins einen unheimlichen Eindruck. Jedem Menschen ist ein Leichenwagen nicht geheuer, doch dieses Gefühl war es nicht.
Für Jane stand fest, daß von dem schwarzen Fahrzeug eine regelrechte Bedrohung ausging.
Sie merkte, daß ihr Herz schneller schlug. Obwohl sie bereits zahlreiche gefährliche Abenteuer überstanden hatte, war sie doch

nicht so abgebrüht, daß ihr der Anblick des Leichenwagens nichts ausmachte. Sie warf einen Blick zurück.

Shao lehnte am Wagen und lächelte.

Jane lächelte zurück.

Dann stand sie neben dem Mercedes. Sie beugte den Kopf ein wenig nach unten und schaute durch die getönte Scheibe in das Fahrerhaus.

Sämtliche Scheiben waren hochgekurbelt, auch der Fahrer hatte kein Indiz auf seine Identität hinterlassen.

Das Innere war leer.

Die Ladefläche auch?

Das wollte Jane genau wissen.

»Komm zurück!« rief Shao.

»Augenblick noch. Ich sehe nur mal auf die Ladefläche. Vielleicht gibt es dort etwas.«

Sie schritt an dem Wagen vorbei. Ihre Knie zitterten ein wenig, sie schalt sich eine Närrin und riß sich mit Gewalt zusammen.

Der Wagen hatte an der hinteren Seite eine zweiflügelige Tür, die zur Hälfte mit undurchsichtigem Glas eingefaßt war. Auf beiden Scheiben waren zwei Palmenblätter zu sehen.

Jane versuchte das Glas mit ihren Blicken zu durchdringen. Sie schaffte es nicht.

Dann schaute sie auf den matt glänzenden Hebel. Er befand sich direkt vor ihr. Sollte sie versuchen, ihn herumzudrehen? Vielleicht war die Tür offen?

Jane traute sich nicht so recht. Sie schaute sich um, sah aber keinen, außer Shao.

Der Fahrer schien sich versteckt zu halten oder war zu Fuß zu seinem Ziel gegangen.

Aber warum hatte er dann den Wagen quer auf die Straße gestellt? Er wollte doch etwas von Jane und Shao, sonst hätte er nicht so reagiert. Was steckte dahinter?

Jane Collins faßte sich ein Herz und riskierte es. Sie umklammerte den Griff, drückte ihn nach unten – und…

Die Tür war offen!

Im ersten Augenblick erschrak die Detektivin und trat hastig einen Schritt zurück.

Langsam schwang auch die linke Hälfte auf, und Jane konnte einen Blick in das Innere des Wagens werfen.

Dort stand – ein Sarg!

Pechschwarz war er. Auch die Griffe waren dunkel.

Jane hatte schon zu viele Särge in ihrem Leben gesehen, um jetzt in Panik zu verfallen. Sie dachte daran, daß der Fahrer vielleicht unterwegs zum Friedhof war und seine makabre Last in der Leichenhalle ablegen wollte.

Also alles harmlos…

Jane drehte sich um und winkte Shao zu. »Es ist okay. Hier steht zwar ein Sarg, aber das ist natürlich.«

Shao nickte. Der Wind fuhr durch ihre Haare und wehte sie wie einen Schleier auf. »Dann können wir ja fahren«, erwiderte sie.

Jane war einverstanden. Sie wollte noch einen letzten Blick auf den Sarg werfen und wandte sich um.

Da sah sie es.

Der Deckel wurde ganz langsam zur Seite geschoben. Ein Spalt entstand, und durch die Öffnung zwischen Deckel und Unterteil kroch eine bleiche Totenhand…

***

Im ersten Augenblick war Jane Collins unfähig, sich zu rühren. Die Szene war wirklich makaber.

Von der Düsternis des Leichenwageninneren hob sich die Hand sogar klar und deutlich ab. Jane Collins sah fünf Finger, dicke Finger, die mit Beulen und Pusteln bedeckt schienen. Dann hörte sie ein gieriges Schmatzen und Schlürfen, ein Stöhnen, das aus den Tiefen der Hölle zu stammen schien und das in einem Hecheln endete.

Wer hockte in dem Sarg? Welch ein Monstrum hielt sich dort verborgen?

Ein Zombie, ein lebender Toter?

Jane Collins preßte ihre Hand dorthin, wo unter der Brust das Herz schlug. Sie war außer Fassung, das unheimliche Schauspiel zerrte an ihren Nerven. Nur schwach hörte sie Shaos Ruf.

»Jane, was ist passiert?«

Die Detektivin reagierte nicht. Sie starrte nur den großen dunklen Sarg an, dessen Deckel sich immer mehr hob und gleichzeitig auch zur Seite geschoben wurde.

Nicht nur die Hand war zu sehen, sondern auch der Teil eines Unterarms. Dick, fett und wellig. Wenn der Unheimliche die Finger drehte, bewegte sich das Fleisch auf dem Unterarm mit.

Ein schlimmes Bild.

»Jane! Vorsicht!« gellte plötzlich Shaos Stimme. Sie stand dicht vor dem Überkippen.

Die Detektivin kreiselte herum, schaute nach links und sah plötzlich eine hochgewachsene Gestalt vor dem Straßengraben stehen.

Der Fahrer des Leichenwagens!

***

Uns qualmten die Köpfe.

Uns, das waren Suko, Bill Conolly und ich. Wir hockten in meinem Büro zusammen und sprachen über die letzten Fälle. Es war eine Art Bestandsaufnahme, ein Zusammenfassen des Erreichten.

Leider hatten wir nicht viel geschafft.

Wir wußten zwar, daß Dr. Tod existierte und daß er dabei war, die Mordliga zu gründen, aber gehindert hatten wir ihn nicht. Wir hatten zwar alles versucht, doch der große Erfolg war ausgeblieben.

Leider.

Ich schaute auf mein Blatt, wo ich mir die Namen der Mordliga-Mitglieder notiert hatte.

Über allem stand Dr. Tod, der Gründer und Initiator. Er, den ich getötet hatte, war wiedererweckt worden. Der Spuk hatte seine Seele freigegeben und sie in den Körper eines brutalen Mafiabosses namens Solo Morasso einfahren lassen. Solo Morasso, ebenfalls tot, stand wieder auf. Bei seiner eigenen Beerdigung geschah dies, und Dr. Tod lebte wieder. Er war kein Untoter im eigentlichen Sinne, sondern eine Mischung zwischen Mensch und Dämon. Er dachte, überlegte und handelte wie ein Mensch, konnte geweihtes Silber anfassen, war aber auch gleichzeitig gegen Kugeln immun. Ein Monstrum, wie man es nicht alle Tage zu Gesicht bekam, dachte ich mit Galgenhumor.

Der nächste Name. Tokata, Samurai des Satans. Ihn hatte Dr. Tod als ersten erweckt. In unheiliger, japanischer Vulkanerde hatte er gelegen, bevor Dr. Tod sich seiner erinnerte. Tokata kehrte zurück und war von nun an Morassos Leibwächter. Seine gefürchtetste Waffe war sein Schwert. Der Legende nach sollte es in der Hölle geschmiedet worden sein. Möglich war alles. Ich hatte bereits gegen Tokata gekämpft und ihn dabei mit meinem Bumerang attackiert.

Die Waffe, die auch den Schwarzen Tod erledigt hatte, hieb Tokata den linken Arm ab, mehr geschah nicht. Von seiner Gefährlichkeit hatte er allerdings nichts eingebüßt. Im Gegenteil, er verfolgte mich mit noch größerem Haß.

Das zweite Mitglied der Mordliga war eine Frau. Und ein völlig normaler Mensch, allerdings ohne Gefühle. Eine Frau, die sich auf das Töten spezialisiert hatte und im Kreis der gefährlichsten Terroristinnen zu suchen war. Ihr Name: Pamela Barbara Scott, bekannt unter dem Spitznamen Lady X. Ihn hatte sie von den Reportern der Revolverblätter bekommen, und sie war stolz darauf.

Das dritte Mitglied der Mordliga paßte zu dem Club wie die Faust aufs Auge. Mr. Mondo, der geniale Verbrecher und Wissenschaftler. Skrupellosigkeit und Genialität paarten sich bei ihm zu einer immens gefährlichen Allianz, denn er war es gewesen, der mir auch das Werwolfserum eingespritzt und mich zu einer reißenden Bestie gemacht hatte. Als Werwolf war ich auf das vierte Mitglied der Mordliga getroffen.

Lupina, die Königin der Wölfe!

Sie war etwas Besonderes, allein schon vom Äußeren her. Ihr Körper war der einer Bestie, ihr Kopf der eines Menschen. Vom Gesicht her

war sie eine Schönheit, hinzu kam das lange, blonde, wellige Haar und die faszinierenden Augen. Eine Frau-Bestie, wie sie ein Maler nicht fantastischer hätte erschaffen können.

Auch mich hatte sie fasziniert. So stark sogar, daß ich mich in meiner Eigenschaft als Werwolf in sie verliebte. Wenn ich daran dachte, rann mir jetzt noch ein Schauer über den Rücken.

Blieb das letzte Mitglied der Mordliga, Vampiro-del-mar. Ein uralter Vampir, der auf dem Grund der Nordsee gelegen hatte und von Tokata an die Oberfläche geholt worden war. Sein Erwachen lag noch nicht lange zurück, gut zweieinhalb Wochen. Ich hatte mich auf der Bohrinsel befunden, war dann von Tokata und Vampiro-del-mar gejagt und von Bill und Suko im letzten Augenblick gerettet worden.

Dazwischen lag unser Grönland-Abenteuer, wo Asmodina, die Teufelstochter, wieder zugeschlagen hatte. Sie stand praktisch über Dr. Tod, denn er hatte ihr seine Existenz zu verdanken. Asmodina hatte den Schwarzen Tod abgelöst, hielt sich jedoch mehr im Hintergrund als dieser furchtbare Dämon.

So sahen im Augenblick unsere Gegner aus, wobei ich an die anderen gar nicht dachte.

Da waren noch Destero, der Dämonenhenker, Maddox, der unheimliche Richter, Belphegor, der Spuk und andere.

Einen Gegner allerdings hatten wir weniger: Myxin, den Magier.

Er hatte sich im Laufe der Zeit auf unsere Seite gestellt, nur wußten wir nie, wo wir den Kleinen, wie wir ihn heimlich nannten, finden konnten. Er war plötzlich da und dann wieder verschwunden. Er fühlte sich noch immer sehr schwach und kämpfte weiterhin darum, seine magischen Fähigkeiten zurückzubekommen.

Aber zur Mordliga.

Es fehlte noch ein Mitglied. Die Nummer sechs.

Nur – wer war es? Darüber zerbrachen wir uns die Köpfe. Und wir saßen nicht umsonst in meinem Büro, denn von hier aus hatte ich einen direkten Draht zur EDV. Dort sollten alle bekannten Fakten eingegeben werden. Vielleicht spie der Computer ein Resultat aus, oder eine Spur. Eventuell wies er uns auch den Weg.

Das war nicht so unwahrscheinlich, wie es klingt. Die Kollegen in den Staaten haben dies vorexerziert. Sie haben ihre Computer mit Daten über Banküberfälle gefüttert, und siehe da, der Roboter spie wirklich ein Ergebnis aus, so daß es den Polizisten gelang, einem Überfall zuvorzukommen.

Diese Berichte hatten mich fasziniert, und ich wollte hier das gleiche versuchen.

Hoffentlich gelang es.

Die Tür wurde geöffnet, und Glenda Perkins, meine Sekretärin, erschien.

»Kann ich für die Herren etwas tun?« fragte sie lächelnd.
Bill lehnte sich zurück und grinste. »Übernehmen Sie sich da nicht, Glenda. Drei sind wir, Sie sind allein. Allein Suko ist ungeheuer kräftig. Er wird… autsch …« Suko hatte sich revanchiert und leicht zugeschlagen.
»Sie könnten uns mit Kaffee versorgen«, bat ich Glenda.
»Gern.«
Das schwarzhaarige Girl verschwand wieder. Bill rieb sich sein Bein. »Du hast einen Schlag wie ein Holzfäller«, sprach er Suko an.
»Er hat ja auch in der Sahara die Wälder abgeholzt.«
»Hm?« Bill runzelte die Stirn. »Da gibt es doch gar keine Bäume?«
»Eben, weil Suko da war.«
»Ha, ha, ha.«
Wir wurden schnell wieder ernst. Ich schaute meine beiden Freunde an. »Haben wir alle Daten?«
»Ja, bis auf Dr. Tods Lieblingsnachspeise«, meinte Bill und schob seinen Zettel rüber.
»Bestimmt nicht Fritten mit Ketchup«, murmelte ich.
Bill lachte. »Nee, dafür…«
Das Telefon unterbrach ihn. Ich hob ab und meldete mich so forsch, wie es sich für einen Oberinspektor Ihrer Majestät gehört.
»Ich bin's, Sheila!« hörte ich wenig später.
Hastig deckte ich die Sprechmuschel ab. »Es ist dein Weib, Bill.«
»O je, ich bin nicht da.«
»Was ist denn los, Sheila?« flötete ich in den Hörer. »Möchtest du deinen lieben Gatten?«
»Sprich lieber normal.« Sheilas Stimme klang ernst. »Ich habe doch für heute nachmittag Shao und Jane eingeladen.«
»Richtig.«
»Die beiden sind noch nicht da.«
»Hast du schon bei ihnen zu Hause versucht anzurufen?«
»Ja, da meldet sich niemand.«
»Dann sind sie noch unterwegs.«
»Aber 40 Minuten Verspätung ist nicht Janes Art.«
»Vielleicht ein Verkehrsstau.«
»Daran habe ich auch gedacht.«
»Rufst du zurück, wenn sie angekommen sind?«
»Ja.«
»Bis später dann.« Ich legte auf.
»Was war's?« fragte Bill. Ich erzählte es.
»Noch nicht eingetroffen?« Die Worte sprach Suko, und sein Gesicht wurde plötzlich ernst.
Ich winkte ab. »Das kann viele Gründe haben. Du kennst doch den Londoner Verkehr. Und nicht jeder hat eine Harley, mit der er sich

immer durchmogelt.«
»Stimmt auch wieder.«
Glenda Perkins erschien. Unsere Unterhaltung wurde unterbrochen. Meine Sekretärin trug ein Tablett mit drei Tassen darauf und einer Kanne. Sie verteilte die Tassen und schenkte ein.
Auch sie hatte dem sonnigen Tag heute Tribut gezollt. Sie war luftig angezogen. Ein helles Sommerkleid, dessen Farbe sich deutlich von dem Schwarz der Haare abhob. Die Flut hatte sie mit zwei knallgelben Spangen nach hinten gesteckt.
Der Kaffeeduft war eine Wohltat. Als Glenda das Büro verließ, lächelte sie mir noch zu.
Sie war eine wirklich attraktive Frau, und manchmal fiel es mir verdammt schwer, standhaft zu bleiben. Einige Abenteuer hatten wir gemeinsam erlebt. Zuletzt im Seelenwald.
Aber da war auch Jane Collins mit von der Partie gewesen.
Die beiden, Jane und Glenda, waren aufeinander eifersüchtig, obwohl kein Grund bestand. Doch Frauen finden immer einen.
Wir schlürften den Kaffee. Das heiße Getränk tat gut und mobilisierte unsere Lebensgeister. Hinzu kam, daß Glenda es ausgezeichnet verstand, Kaffee zu kochen.
Nur Suko machte ein skeptisches Gesicht. Er war Teetrinker, Kaffee ging ihm oft quer runter.
Ich zündete mir eine Zigarette an. Auch Bill klaubte sich ein Stäbchen aus der Packung.
»Jetzt bin ich gespannt«, sagte der Reporter.
Ich war es auch und telefonierte die einzelnen Daten nach unten in die EDV.
Bill wollte wetten. »Ich meine, daß dabei nichts herauskommt«, erklärte er im Brustton der Überzeugung. »Überhaupt nichts. Und du, Suko?«
Der Chinese hob die Schultern. »Mal sehen.«
»Das gilt nicht«, widersprach Bill. »Entweder ja oder nein.«
»Ich bin dagegen.«
»Und du, John?« fragte Bill.
»Ich glaube, daß doch etwas Positives dabei herauskommt.«
Bill rieb sich die Hände. »Jetzt hast du verloren, John. Zwei gegen einen, aber als Beamter mußt du ja an den technischen Fortschritt glauben.«
»Du nicht?«
»Doch, aber nicht bei so etwas.«
Suko hielt sich zurück. Er machte ein sehr ernstes Gesicht und schaute auf die Schreibtischplatte.
»Was ist?« fragte ich.
»Ich denke an Sheilas Anruf.«

»Meinst du, da wäre etwas passiert?« hakte ich nach.
»Sicher.«
»So kenne ich dich gar nicht«, sagte Bill. »Was soll denn schon auf der Fahrt geschehen?«
»Ein Unfall«, bemerkte ich.
»Möglich.«
Ich wollte es genau wissen und ließ mich mit dem Leiter der Schutzpolizei verbinden. Bei ihm liefen sämtliche Meldungen zusammen. Der Mann kannte mich.
»Was kann ich für den großen Kollegen tun?« fragte er.
»Ich möchte etwas wissen, Mr. Hanson.« Dann erklärte ich ihm die Situation.
»Warten Sie, ich sehe nach.«
Ich wartete also. Die Freunde schauten mich gespannt an. Es vergingen mehrere Minuten, schließlich hatte ich den Captain wieder an der Strippe.
»Hören Sie noch, Mr. Sinclair?«
»Ja.«
»Uns liegt keine Meldung vor. Es ist kein VW verunglückt, auf den Ihre Beschreibung paßt.«
Ich atmete auf. »Danke, das wollte ich nur wissen.« An meinem Lächeln sahen Bill und Suko, daß meine Antwort negativ ausfallen würde.
»Nichts«, unterstrich ich trotzdem.
Suko nickte befreit.
»Ich rufe trotzdem noch einmal bei Sheila an«, sagte ich und zu Bill gewandt: »Du gestattest doch?«
»Und wie.«
Sheila Conolly nahm nach dem ersten Klingeln schon ab. Sie mußte neben dem Apparat gelauert haben.
»Conolly!«
»Ich bin's, John.«
»Ja, was ist?«
»Das wollte ich dich fragen. Sind die beiden bei dir noch nicht aufgetaucht?«
»Nein.«
»Tja, das ist dumm.«
»Da wird doch nichts passiert sein.«
»Wenn du einen Unfall meinst, nicht. Ich habe mich bereits erkundigt, Sheila.«
»Und was mache ich jetzt?«
»Warte weiter.«
»Du hast Nerven.«
»Tut mir leid, aber eine andere Lösung weiß ich leider auch nicht.«

»Schon gut, John, vielen Dank.« Sie räusperte sich. »Gibst du mir Bill noch mal?«
»Aber klar.«
Bill sprach mit seiner Frau. Auch er versuchte, sie zu beruhigen, und versprach, früh zu Hause zu sein.
Wir wurden abgelenkt, denn ein Bote aus der EDV erschien. Er hielt ein grün schillerndes Stück endloses Papier in der Hand.
»Um was haben wir eigentlich gewettet?« rief Bill so laut, daß der Mann zusammenzuckte.
»Eine Flasche Whisky«, sagte ich schnell.
»Einverstanden.«
Ich nahm das Antwortschreiben entgegen, breitete es auf dem Schreibtisch aus, und zu dritt beugten wir uns darüber.
Viele Zahlen, auch eine Reihe durchge-x-ter Informationen, doch etwas Konkretes war nicht herausgekommen. Nicht einmal Vermutungen.
»Ich habe gewonnen«, sagte Bill. »Und Suko auch.«
Meine Wut war spürbar. Nicht wegen der verlorenen Wette, sondern weil mein Plan einfach nicht geklappt hatte.
Ich knüllte das Papier zusammen und feuerte es in den Korb.
»Was jetzt?« fragte Bill.
»Kümmern wir uns um Jane und Shao.«
»Wie willst du das denn anstellen?«
»Wir schreiben eine Fahndung aus…«
An Sukos Gesicht erkannte ich, wie sehr er mit diesem Vorschlag einverstanden war. Es strahlte wie die aufgehende Sonne im Reich der Mitte.

***

Der Mann jenseits des Grabens sah unheimlich aus. Eine düstere Gestalt, die einen dunklen Anzug trug und darunter ein helles Hemd mit hochgestelltem Kragen. Auf dem Kopf trug er einen steifen Zylinder, der irgendwie lächerlich gewirkt hätte, wenn von diesem Mann nicht eine solch finstere Bedrohung ausgegangen wäre.
Jane schätzte die Entfernung ab. Der Mann stand auf der Hälfte der Strecke zwischen dem Leichenwagen und ihrem VW. Er konnte ihr also den Weg abschneiden, und das paßte Jane Collins gar nicht.
Aber noch stand er nur da und lauerte. In seiner ganzen Aufmachung erinnerte er Jane an einen vorsintflutlichen Totengräber, einen, den es nicht mehr gab, der längst gestorben, aber jetzt zu einem schrecklichen Leben erweckt worden war.
Was wollte er?
Die Detektivin schaute wieder über die Schulter zurück und blickte in das Innere des Leichenwagens.

Der Deckel hatte sich weiter verschoben. Eine Schulter war zu sehen. Ebenso weiß wie die Finger und der Unterarm.

Was lag dort in dem Sarg? Ein Monster? Jane nahm es an, sie wollte es auch gar nicht genau wissen, für sie zählte nur noch die Flucht. Weg, weg von hier. In den Wagen und ab.

»Jane!«

Shaos Ruf riß sie aus der Erstarrung. Blitzschnell startete sie und rannte auf den parkenden VW zu, wo Shao ungeduldig auf sie wartete.

Aber auch der Unheimliche startete.

Und er war schnell. Mit einem Satz sprang er über den Graben und war schon auf der Straße, bevor Jane Collins noch fünf Schritte gelaufen war.

»Schnell, schnell!« hetzte Shao. »Beeil dich, Jane!«

Und Jane rannte.

Er kam von der Seite. Und er schnitt Jane den Weg ab. Sie vernahm das gefährliche Knurren, hörte dazwischen ein widerliches Hecheln und riskierte einen raschen Blick.

Der Unheimliche lief wie ein Tier. Er machte regelrechte Sprünge, Bocksprünge, hielt dabei die Arme ausgestreckt und hatte seine großen Hände gekrümmt.

Shao schaffte es einfach nicht, sich in den Wagen zu setzen. Sie wollte Jane helfen, wußte aber nicht wie, und so zitterte sie weiterhin mit der Detektivin. Sie hatte den rechten Arm nicht mehr auf dem Holm liegen, sondern die Hand zur Faust geballt und hielt sie gegen ihre Lippen gepreßt.

Schaffte Jane es?

Nein, der andere war schneller.

Plötzlich ein gewaltiger Sprung, doppelt so weit wie der normale.

Dann befand er sich in der Luft und prallte gegen die Detektivin.

Sein Körper war schwer, und Jane Collins wurde aus vollem Lauf zu Boden gestoßen.

Jetzt kam ihr zugute, daß sie Judo beherrschte. Jane fiel zwar hart auf die Schulter, aber sie rollte sich geschickt ab und wirbelte dabei zweimal um die eigene Achse.

Sie wollte wieder hoch.

Doch dagegen hatte der andere etwas.

Er lag auf dem Boden, wuchtete jedoch seinen Körper nach vorn und bekam mit seinen Pranken Janes Fußknöchel zu packen.

Im nächsten Augenblick raste der Boden auf die Detektivin zu.

Jane konnte soeben noch die Arme ausstrecken und den Aufprall mit den Händen abfangen, sonst hätte sie sich das Gesicht aufgeschlagen.

Sofort war der andere über ihr. Jane hörte sein Keuchen und Knurren, wurde dabei an ein wildes Tier erinnert, und ehe sie sich versah, wurde sie herumgerissen.

»Komm!« kreischte eine Stimme. »Komm, mein Täubchen, der Moloch will dich!«

Moloch! hatte er gesagt. Wer war der Moloch? Trotz der Gefahr, in der Jane schwebte, schossen ihr diese Fragen durch den Kopf. Sie war eben zu sehr Detektivin.

Dann winkelte sie den linken Arm an und hieb ihn herum. Es war ein Schlag, der die Hüfte des Mannes hinter ihr treffen sollte.

Er traf auch, aber Jane hatte das Gefühl, mit dem Ellbogen gegen Beton gehauen zu haben, so hart war der Widerstand.

Der Mann umklammerte ihre Schultern. Seine zehn Finger gruben sich tief in Janes Fleisch, und gewaltsam drückte er die Detektivin zu Boden.

Jane stemmte sich vergeblich gegen den Griff des Kerls an. Er war ihr an Kraft überlegen, die konnte sie auch nicht mehr mit ihrer Judotechnik ausgleichen. Trotzdem gab sie nicht auf. Sie warf beide Arme hoch und gleichzeitig nach hinten, suchte den Hals des Mannes, fand ihn und umspannte ihn mit beiden Händen. Durch einen Hebelwurf wollte sie den Kerl über ihre Schulter schleudern.

Der durchschaute den Trick und stemmte sich gegen Janes Griff an. Er lachte dabei, während er seinen Oberkörper weiter streckte.

Jane konnte den Griff nicht mehr halten, so sehr sie sich auch anstrengte. Sie ächzte und keuchte, Tränen traten in ihre Augen.

Vor Anstrengung sprangen die Adern dick hervor.

Ihr Griff aber riß.

Die Detektivin sackte zusammen. Und diese ihre Reaktion ließ den Unhold laut auflachen.

Shao hatte die ganze Zeit über verzweifelt überlegt, wie sie Jane helfen konnte. Mit den Fäusten kam sie gegen den Mann nicht an.

Und einen Stein zu suchen, dazu fehlte ihr einfach die Zeit.

Dann hatte sie eine Idee.

Im Auto lag ein Wagenheber. Ja, mit ihm konnte sie es schaffen.

Sie wollte damit die finstere Gestalt bewußtlos schlagen.

Hastig zog Shao den Zündschlüssel ab. Dann lief sie um den VW herum und öffnete vorn die Haube.

Die Federung sprang hoch. Ihre Blicke irrten durch das, was kaum als Kofferraum zu bezeichnen war.

Wo steckte denn der Heber?

Sie sah einen länglichen Gegenstand, der in eine Plane eingewickelt war.

Hastig rollte Shao die Plane auf, während sie hinter sich die Kampfgeräusche der beiden hörte. Endlich lag der Wagenheber vor ihr. Ihre Hände zitterten, als sie ihn anhob. Mit allen zehn Fingern hielt sie ihn fest und rannte auf den Unheimlichen zu.

Der stand über Jane gebeugt. Er hatte es geschafft und die Detektivin

zu Boden gedrückt.

»Der Moloch!« keuchte er. »Der Moloch braucht dich. Du hast lange, blonde Haare. Die will er, nur die. Und er weiß auch, daß du eine Perücke trägst.«

Der muß verrückt sein! dachte Shao und warf zufällig einen Blick zum Leichenwagen.

Sie erschrak bis ins Mark.

Im offenen Sarg hockte eine gewaltige Gestalt, die weißlich-blau schimmerte. Sie konnte das Gesicht nicht genau erkennen, glaubte jedoch, ein Monster zu sehen.

War das der Moloch?

Zeit, sich darüber Gedanken zu machen, die hatte sie nicht. Shao hob beide Arme und schlug zu.

Sie schloß dabei die Augen, es kostete sie Überwindung auf diesen Mann zu schlagen, doch der schien geahnt zu haben, was ihm bevorstand. Urplötzlich ließ er Jane Collins los und kreiselte auf der Stelle herum.

In diesem Augenblick sauste der Wagenheber nach unten. Er hätte das Gesicht des Mannes getroffen, doch der hob blitzschnell seinen linken Arm und blockte den Schlag ab.

Mit ungeheurer Wucht prallten Shaos Handgelenke gegen den Unterarm der Gestalt. Obwohl Shao den Heber mit beiden Händen festhielt, konnte sie ihn nicht mehr halten. Der zweckentfremdete Gegenstand flog ihr aus den Fingern.

Röchelnd holte der Mann vor ihr Atem. Dann schüttelte er den Kopf, als hätte man ihn mit Wasser übergossen. Wieder drang ein Knurren aus seiner Kehle.

Gefährlich hörte es sich an.

Und gefährlich war der ganze Mann, wie er Schritt für Schritt, auf Shao zuschlich.

Die Chinesin wankte zurück. Sie wußte, daß sie ihm nicht entkommen konnte. Er war immer schneller als sie.

Ein Sprung.

Shao schrie auf. Im nächsten Moment hatte sie das Gefühl, ihr Kopf wäre in einen Schraubstock geraten, so hart hatte der Kerl zugepackt. Sie bekam keine Luft mehr, dann verschwand der Druck von ihren Lippen, und plötzlich sah sie die Faust.

Riesengroß und schier ins Unendliche gewachsen tauchte sie vor ihren Augen auf.

Einen Lidschlag später hatte sie das Gefühl, ihr Kopf müßte platzen. Sie spürte den wuchtigen Aufprall, etwas blitzte vor ihren Augen, dann fiel sie in den alles fressenden Schacht der Bewußtlosigkeit. Schwer sackte Shao zu Boden.

Der Mann starrte auf die Chinesin. »Du bist nicht blond«, flüsterte er,

»du bist nicht blond. Der Moloch will dich nicht, deshalb brauchst du auch nicht mehr zu leben.« Er griff in die Tasche und holte ein Messer hervor. Mit zwei Fingern zog der Mann die Klinge aus dem Schaft und näherte sich Shaos Kehle…

***

Jane Collins und Shao blieben verschwunden. Mit Sheila hatten wir zum drittenmal telefoniert. Sie wußte ebenso wie wir keinen Rat.

Was war zu tun?

Die Fahndung lief, wir mußten das Ergebnis abwarten. Zwischendurch betrat Sir James Powell, mein Chef, das Büro. An der Tür blieb er stehen und blinzelte uns durch die Gläser der dicken Brille zu. »Sind Sie immer noch hier?«

Ich nickte. »Ja, Sir.«

»Gibt es dafür einen Grund? Wie ich hörte, war Ihre Idee mit der Computerberechnung ein Schuß ins Leere.«

»Ein wenig, Sir!«

»Habe ich Ihnen ja sofort gesagt, John. Das wird nichts. Sie sollten sich wieder auf Ihre alten Methoden besinnen.«

»Können Sie etwas deutlicher werden?«

»Ja, wenn Sie wollen.«

»Ich bitte sogar darum!«

»Wie war das denn damals? Da konnten Sie stolz sein, eine Aufklärungsquote von fast 100 Prozent zu haben. Und heute? Was ist daraus geworden? Ein Trauerspiel, sage ich Ihnen, John. Ein wirkliches Trauerspiel. Ich habe Ihre letzten Berichte gelesen und muß sagen, daß sich das gesamte Sinclair-Team wirklich kein Ruhmesblatt an die Weste genäht hat. Die Existenz des Todesnebels ist noch immer nicht geklärt, und wir können davon ausgehen, daß er weiterhin unsere Welt bedroht und damit auch Menschen tötet. Haben Sie in dieser Richtung etwas unternommen?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

Langsam stieg in mir die Wut hoch. »Weil mir die verdammte Asmodina und der Grönland-Fall in die Quere gekommen sind. Deshalb!« schrie ich zurück. »Und dieser Test hier, der sollte nur ein Versuch sein. Ich werde in Zukunft andere Versuche starten, wenn Sie nichts dagegen haben.«

»Nein, nein. Nur hoffe ich, daß Ihre Bilanz dann besser aussieht. Ich las gerade Ihren letzten Bericht über Vampiro-del-mar. Sieht nicht gut aus. Die ganze Aktion hat viel Geld gekostet. Herausgekommen ist nichts.«

»Moment!« Meine Stimme wurde ätzend wie Säure. »Das ist immer eine jeweilige Sache des Standpunkts. Und für mich ist etwas

herausgekommen. Der Nebel ist zumindest verschwunden. Das bezeichne ich auch als einen Erfolg.«

»Sie sind bescheiden geworden, John. Das ist schlecht«, erwiderte mein Chef spöttisch.

»Sollen wir tauschen?« fragte ich. »Wollen Sie meine Aufgaben übernehmen?«

»Werden Sie nicht unsachlich.«

»Es war nur ein Vorschlag.«

Sir James nickte. »Den ich zur Kenntnis genommen habe. Halten wir mal fest. Sie haben also den Todesnebel nicht vernichten können und auch nicht die Aufstockung der Mordliga. Ist es so?«

»Ja.«

»Was sagen Sie denn dazu, Mr. Conolly?«

»John hat sein Bestes gegeben. Wir alle haben es. Ich finde Ihre Angriffe ungerechtfertigt.« Bill grinste den Alten an.

»Hm.« Sir James zuckte mit den Schultern, drehte sich um und verließ das Büro.

Ich setzte mich. »Wenn einer ungerecht ist, dann der Powell«, schimpfte ich.

Meine Freunde gaben mir recht. Nicht aus Prinzip, sondern weil sie selbst miterlebt hatten, wie wir gekämpft hatten, um hinterher doch noch zu verlieren.

Aus seiner Sicht hatte Powell sogar recht. Die Aufklärungsquoten waren in der letzten Zeit gesunken. Aber man durfte nicht vergessen, daß auch die Dämonen dazugelernt hatten. Sie, die sich früher gegenseitig bekämpften, verbündeten sich nun, gingen unheilige Allianzen ein und begruben vorerst ihre Streitigkeiten. Sogar Dr. Tod hatte sich Asmodina untergeordnet.

Sicher, es wäre schön gewesen, die Mordliga schon im Ansatz zu sprengen, aber das hatten wir nicht geschafft. Jetzt verlorenem Terrain nachzutrauern, hatte auch keinen Zweck. Wir mußten uns auf die nahe Zukunft orientieren. Und diese Zukunft sah folgendermaßen aus.

Jane und Shao waren verschwunden. Die Mordliga strich ich erst einmal aus meinem Gedächtnis. Es galt, die beiden Frauen zu finden. So schnell wie möglich.

»Versuch's noch mal«, sagte Suko. Selten hatte ich meinen Partner so unruhig erlebt. Und auch Bill war sehr nachdenklich geworden. Er stand am Fenster und schaute in den blauen Herbsthimmel, der sich wie eine gewaltige Decke über London spannte.

Ich griff zum Hörer. Die Stimme des Kollegen klang schon leicht ungeduldig, als er sagte: »Nein, Sir, wir haben noch keinen Erfolg zu verzeichnen. Aber jede Streifenwagen-Besatzung hat eine genaue Beschreibung des Wagens bekommen. Wir werden sie sicherlich

finden.«

»Danke.«

Die Freunde schauten mich an. Ich hob die Schultern. »Nichts«, sagte ich.

»Sollen wir uns nicht selbst auf die Suche machen?« Suko stellte die Frage.

»Nein, die Chancen sind zu gering. Die Polizisten haben da bessere Erfahrungen. Ich habe ihnen ja den ungefähren Weg erklärt, den Jane genommen haben könnte.«

»Aber da war nichts zu finden«, meinte Bill.

»Leider.«

Uns blieb nichts weiter übrig, als zu warten…

***

Ein Sonnenstrahl traf die Messerklinge, ließ sie hell aufblitzen und erreichte auch Janes Augen. Die Detektivin lag auf dem Rücken. Sie atmete schwer. Der Druck der würgenden Hände schien überhaupt nicht mehr weichen zu wollen. Es gelang Jane nur schwer, Luft zu holen.

Doch sie war eine Kämpfernatur. So leicht gab sie nicht auf, und sie schaffte es, sich hinzusetzen.

Jane sah Shao und den Unhold.

Die Chinesin lag auf dem Rücken und rührte sich nicht. Jane nahm an, daß sie bewußtlos war. Und über ihr kniete der Mann, hielt ein Messer in der rechten Hand und wollte Shao damit töten.

Töten?

Nein, das durfte nicht geschehen. Shaos Gefahr ließ Jane die eigene völlig vergessen. Die Detektivin raffte ihre Kräfte zusammen und stemmte sich hoch.

Taumelnd stand sie auf den Füßen.

»Er will dich nicht! Der Moloch will dich nicht!« Sie vernahm die hastig ausgestoßenen Worte und sah, wie der Unhold den rechten Arm hob, um zuzustechen.

Die Entfernung zwischen Jane Collins und dem Mann betrug vielleicht fünf Yards, mehr nicht, aber eine verdammt weite Strecke, wenn es um Sekunden ging.

Jane Collins stieß sich ab. Übergroß war die Klinge. Die Lichtreflexe auf dem Messer explodierten vor ihren Augen. Sie schrie auf und warf sich schräg von der Seite her gegen den Kerl.

Dieser Wucht hatte der Unhold nichts entgegenzusetzen. Er konnte sich nicht halten, flog von der bewußtlosen Shao herunter, doch seinen Stoß konnte er auch nicht mehr bremsen.

Die Klinge raste nach unten und blieb dicht neben Janes Kopf im Boden steckten.

Jane fiel ebenfalls hin. Sie wollte wieder hochkommen, doch das Schwindelgefühl war einfach zu stark. Die Detektivin schaffte es nicht, sich auf die Füße zu stemmen. Ihre letzte Aktion hatte zuviel Kraft gekostet.

»Dich will er!« knurrte der Kerl. »Nur dich!« Dann warf er sich Jane entgegen.

Die Detektivin zog beide Beine an, um sie in den Leib des Mannes zu rammen. Doch die Bewegung war so müde und kraftlos, daß der Unhold nur darüber lachen konnte.

Mit einer fast lässig anmutenden Handbewegung schlug er die Beine zur Seite.

Dann fiel er auf sie.

Und diesmal war es Jane, die seine Faust riesengroß vor ihren Augen auftauchen sah.

Ein Schlag reichte.

Jane Collins wurde bewußtlos.

Der Mann blieb vor ihr knien. Er lachte und rieb sich dabei die Hände. »Geschafft«, sagte er, »geschafft…« Dann stand er auf und hob Jane dabei hoch. Er nahm sie auf die Arme, als wäre sie so leicht wie eine Feder.

Immer vor sich hinmurmelnd trug er sie zu dem Leichenwagen.

Dort hatte sich das Monster aufgesetzt. Es schmatzte und schlürfte, bewegte seine plumpen Schultern und öffnete ein zahnloses Maul.

»Ich habe die Neue«, sagte der Unhold und zeigte dem Monster sein Opfer.

Das wollte nach Jane greifen, doch der Mann trat hastig einen Schritt zurück. »Später. Später wirst du sie bekommen. Wenn wir daheim sind.« Er lachte. »Gut, daß wir heute eine Spazierfahrt unternommen haben und die beiden entdeckten. Die anderen reichen noch nicht. Aber jetzt habe ich sie zusammen. Leg dich wieder hin.«

Das Monster gehorchte. Der Mann wartete, bis auch der Deckel geschlossen war, und ging zum Führerhaus. Er setzte Jane Collins auf den Beifahrersitz, nahm eine Decke, wickelte die Detektivin darin ein und quetschte die Frau dann in den Fußraum vor dem Sitz.

»So, da bist du gut aufgehoben.« Er hämmerte die Wagentür zu.

Dabei fiel sein Blick auf Shao.

»Ach ja«, murmelte er. »Ich muß ja noch etwas erledigen.« Er rieb sich die Hände, als er auch das noch immer im Boden steckende Messer sah. Hastig lief er darauf zu.

Doch auf halbem Weg stoppte er.

Er hatte Motorengeräusch gehört.

Ein dumpfes Brummen, das nur von einem Lastwagen stammen konnte. Noch deckte die Hecke ihn, aber der Unhold bekam plötzlich Angst. Er konnte den Mord nicht mehr ausführen, der Lastwagen war

zu schnell, und der Fahrer würde ihn sehen. Einen Zeugen wollte er auf keinen Fall haben.

Der Mann fluchte und jagte in seltsamen Sprüngen zu seinem Wagen zurück.

Hastig stieg er ein und startete. Der Motor sprang sofort an.

Er mußte noch wenden, tat dies so hastig, daß er fast in den Straßengraben gefahren wäre, aber er kam weg.

Genau in dem Augenblick, als der Truck erschien.

***

Albert Raysner fuhr bereits seit über zehn Jahren Lastwagen. Als Fernfahrer war er noch Junggeselle gewesen, doch dann lernte er Lizzy kennen, eine resolute Frau, die ihm die »Flausen« schon austrieb.

»Ich heirate dich nur unter der Bedingung, daß ich dich jeden Abend zu Hause habe«, hatte sie ihm gesagt, und dem guten Albert war nichts anderes übriggeblieben, als zuzustimmen. Er wollte Lizzy nicht verlieren.

So kündigte er und nahm einen anderen Job an. Bei einer Baufirma kam er unter.

Jetzt fuhr er nur noch Schutt. Und nach Feierabend führte er Möbeltransporte durch, aber nachts, da war er zu Hause. Raysner hatte nie bereut, den Tausch eingegangen zu sein. Er wurde bei Lizzy richtig gepflegt, und mit seinen 36 Jahren ging es ihm relativ gut. Er hatte alles, was er brauchte. Lizzy verdiente zweimal in der Woche ein wenig hinzu – sie putzte –, und so konnten sie sogar in Urlaub fahren, was beileibe nicht all seinen Landsleuten vergönnt war.

Den Weg, den er jetzt nahm, hatte er sich ausgetüftelt. Es war eine Abkürzung, und so schaffte er eine Fuhre mehr am Tag, was sich wiederum auf seinen Geldbeutel niederschlug. Die Baustelle lag nicht weit von einer Schrebergartenanlage entfernt, ein gewaltiges Areal, wo demnächst sechs Hochhäuser entstehen sollten.

Graue Betonburgen, Wohnkasernen, die Raysner so haßte.

Aber er brauchte nicht darin zu leben.

Auf der Strecke an den Gärten vorbei begegnete ihm kaum ein Fahrzeug. Nur Insider kannten den Weg, und so gab sich Albert immer ziemlich sorglos. Er fuhr nie so konzentriert wie sonst, hörte Radio, nahm hin und wieder einen Schluck Kaffee und freute sich, daß die Sonne schien.

Zur linken Hand tauchte die Hecke auf. Ein grüner Wall, der auch einmal gestutzt werden könnte, dachte Albert. Das war nicht sein Job. Er schaltete höher, weil die Straße jetzt ein wenig besser wurde, sah schon das Ende der Hecke und griff wieder zur Thermosflasche.

Raysner setzte sie an und wollte gerade einen Schluck trinken, als er zusammenfuhr.

Die Kanne entfiel seiner Hand, der heiße Kaffee floß aus und genau über seine Hose.

Raysner fluchte und bremste gleichzeitig.

Auf der Straße vor ihm lag eine Frau!

Zischend sprachen die Druckluftbremsen an. Der Wagen holperte, rutschte noch, und die großen Räder kamen der auf der Straße liegenden Frau erschreckend nah.

»Mein Gott«, flüsterte Raysner.

Er schaffte es.

Quasi im letzten Augenblick. Eine Umdrehung weiter, und der rechte Vorderreifen hätte die Frau zermalmt.

Albert atmete auf.

Zwei Sekunden ließ er verstreichen. Sein Herz hämmerte wild, dann schwang er sich zur Seite und öffnete die Tür. Er sprang nach draußen und glaubte, in der Ferne einen Motor zu hören. Er kümmerte sich nicht weiter darum und ging neben der auf dem Boden liegenden Frau in die Knie.

Sie lag auf der Seite. Das lange schwarze Haar war ausgebreitet wie ein dunkles Vlies. Im ersten Augenblick glaubte der Fahrer, eine Tote vor sich liegen zu haben, doch als seine Blicke über den Körper wanderten, sah er keine Verletzung.

Vorsichtig drehte er die Frau auf den Rücken.

Er schluckte. »Eine Chinesin«, flüsterte er. »Wie… wie ist das möglich?«

Der gute Mann war völlig durcheinander, und so dauerte es ein wenig, bis er auf den naheliegenden Gedanken kam. Er prüfte, ob die Frau tatsächlich noch lebte.

Albert Raysner hob den Arm der Frau an und fühlte nach dem Puls. Positiv.

Dem Fahrer fiel ein Stein vom Herzen. Als er in das Gesicht schaute, bemerkte er den dunklen Fleck am Kinn und die Beule, die langsam größer wurde. Dort mußte die Frau ein Schlag getroffen haben.

Albert wischte sich über die Stirn. Er überlegte fieberhaft, was er machen sollte.

Dann hatte er die Idee und ärgerte sich gleichzeitig, wieso er nicht schon früher darauf gekommen war. Sein Wagen besaß Sprechfunk. Er lief zurück, kletterte in das Führerhaus und setzte sich mit der Zentrale in Verbindung.

»Ihr… ihr müßt sofort einen Krankenwagen schicken«, haspelte er. »Ich habe hier eine Verletzte, nein, eine Bewußtlose gefunden. Und die Polizei soll auch…«

Es dauerte einige Zeit, bis Albert einen einigermaßen klaren Bericht durchgeben konnte. Danach bekam er die Anordnung zu warten.

Albert stieg wieder aus und stellte sich neben die Bewußtlose.

Vorhin schon war ihm das Messer aufgefallen, das dicht neben dem Kopf der Frau im Boden steckte.

Bis zum Heft war die Klinge in die Erde gerammt worden.

Warum nur? Was war der Grund? Albert überlegte fieberhaft, aber er kam auf keine Lösung.

Ungeduldig wartete er, griff in die Tasche und holte die Blechschachtel mit den Zigarillos hervor. Hastig zündete er sich ein dünnes Stäbchen an und paffte die Wolken in die klare Herbstluft.

Er schwitzte. Sein Hemd zeigte dunkle Flecken unter den Achseln. Seine Hände zitterten.

Himmel, wenn doch endlich die Polizei kommen würde! Hin und wieder warf er einen scheuen Blick auf die Chinesin. Er war von ihrer Schönheit angetan.

Endlich vernahm er das Wimmern der Sirenen. Winkend lief er den Polizisten entgegen. Hinter dem Fahrzeug tauchte auch der helle Wagen der Ambulance auf.

Wenig später saß er im Polizeiwagen und erstattete Bericht. Die Bewußtlose war schon abtransportiert worden. Das Messer lag, sorgfältig in eine Plastiktüte gepackt, auf einem kleinen Tisch.

Es war die einzige Spur…

***

Als der erlösende Anruf kam, hatte ich abgenommen. Ein Konstabler Wainright wollte mich sprechen.

Und er brachte eine gute Nachricht. Shao war gefunden worden.

Lebend. Ich atmete auf.

»Und was ist mit der anderen Frau?« wollte ich dann wissen.

»Davon weiß ich nichts. Tut mir leid.«

Ich spürte plötzlich ein flaues Gefühl im Magen. Die Finger umkrampften den Hörer so hart, daß meine Knöchel spitz hervorstachen.

»Schon gut, Konstabler«, sagte ich und legte auf.

Suko schaute mich fragend an. »Sie haben Shao gefunden. Bewußtlos. Es scheint alles okay zu sein.«

»Wo ist sie jetzt?«

Verdammt, das hatte ich ganz vergessen zu fragen. Ich rief den Einsatzleiter an und erfuhr, daß man sie in das Chelsea Royal Hospital gebracht hatte.

Und dort saßen wir jetzt.

Bill Conolly war natürlich mitgefahren. Das wollte er sich nun doch nicht nehmen lassen. Meine Sorgen um Jane aber wurden immer größer. Ich war wirklich auf Shaos Aussage gespannt, – aber noch war sie nicht erwacht.

Wir saßen auf einer Bank im langen Flur. Alle drei kamen wir uns

komisch vor. Jane Collins war verschwunden, Shao gerettet.
Suko und Bill fühlten mit mir. Sie konnten sich vorstellen, wie es in meinem Innern aussah.
Dann wurde eine Tür geöffnet. Lächelnd erschien eine Krankenschwester. »Sind Sie die Gentlemen von Scotland Yard?«
»Ja«, sagte ich.
»Sie können jetzt mitkommen, bitte.«
Wir wurden in Shaos Zimmer geführt.
Die Chinesin lag in einem breiten Bett. Obwohl sie einiges hinter sich hatte, lächelte sie uns an und setzte sich.
Wir überließen Suko den Vortritt und gingen zum Fenster, wobei wir dem Bett den Rücken zuwandten. Wir wollten die beiden jetzt nicht stören. Nur Bill konnte es nicht lassen, hin und wieder über die Schulter zu schielen.
»Mann«, flüsterte er andächtig, »das ist vielleicht eine Begrüßung.«
»Neidisch?«
»Nee.«
Durch hartes Räuspern machten wir uns bemerkbar. Dann begrüßten wir Shao.
»Ihr könnt mich gleich mitnehmen«, sagte sie.
Ich hob beide Hände. »Abwarten. Du sollst dich erst einmal erholen.«
»Wovon denn?«
Suko antwortete auf die Frage. »Die Ärzte wollen dich noch auf eine Gehirnerschütterung hin untersuchen«, erklärte er. »Also sei ruhig.«
»Immer ich«, maulte Shao.
»Und jetzt erzähl mal, was euch passiert ist.«
Shao berichtete. Wir hörten gespannt und geduldig zu. Als sie von dem Auftauchen des Monsters und ihrem Kampf berichtete, hielt Suko die Hand seiner Freundin.
»Dann sah ich nur noch die riesige Faust und danach nichts mehr«, sagte Shao zum Schluß. »Ich bin erst wieder im Krankenhaus aufgewacht.« Sie befühlte ihr Kinn, das die Ärzte mit einer Salbe eingerieben hatten.
»Was mit Jane geschehen ist, hast du nicht gesehen?« hakte ich noch einmal nach.
»Nein, John, tut mir leid.«
Ich schaute Shao an. »Ist dir sonst noch etwas aufgefallen? Überlege genau.«
»Der Leichenwagen war ein Mercedes.«
»Und er hat euch länger verfolgt?«
»Ja.«
»Hast du vielleicht die Wagennummer?« fragte Bill Conolly dazwischen.
Auf einmal wurden Shaos Augen groß. »Himmel, wie konnte ich das

vergessen. Ich habe die Nummer!«

»Und?« Wir fieberten plötzlich.

»Aber nicht hier.«

»Wo denn?« fragte ich.

»Jane muß sie haben. Ich habe sie notiert und den Zettel in ihre Handtasche gesteckt. Die Handtasche müßte im Wagen sein. Sie hat sie nämlich zurückgelassen, als sie auf den Leichenwagen zuging, denn die Astra-Pistole lag zu Hause.«

»Der Wagen steht beim nächsten Revier«, sagte ich. »Das ist keine Schwierigkeit.«

»Da müßte sich auch das Messer befinden«, meinte Suko.

Ich nickte.

Bill Conolly stand auf. »Dann nichts wie hin, Freunde. Ist ja nur ein Katzensprung.«

Ich schaute Suko an.

Der Chinese verstand mich und schüttelte den Kopf. »Ich bleibe noch bei Shao. Ihr könnt ja auf dem Rückweg vorbeikommen und mich abholen.«

»Machen wir.«

Bill stand bereits an der Tür. Er konnte es kaum erwarten. Das Jagdfieber hatte ihn gepackt.

»Da bist du ja wieder toll in einen Fall hineingeschlittert«, sagte ich grinsend.

»Und wie.«

Ich schloß die Tür. »Willst du Sheila nicht Bescheid sagen, daß wir Shao gefunden haben?«

»Natürlich.« Bill setzte sich neben mich und griff zum Hörer des Autotelefons.

Wir mußten wieder über die Chelsea Bridge. Mitten auf der Brücke bekam Bill die Verbindung.

Mit wenigen Sätzen erklärte er seiner Frau, was vorgefallen war, und er antwortete auch auf ihre Fragen. Dann sagte er: »Ja, ich bleibe weiter am Ball. – Natürlich, ich bin vorsichtig. – Klar, ich informiere dich, Darling. – Ich liebe dich.«

Bill hängte ein.

»Na, was sagt sie?«

Der Reporter hob die Schultern. »Sie hat natürlich Angst um Jane und kann verstehen, daß ich dich bei der Suche unterstützen möchte. Du hast ja in letzter Zeit zahlreiche Niederlagen erlitten, da muß dir jemand helfen.« Bill spielte auf Sir Powells Rede an.

Ich gab ihm die entsprechende Antwort. »Freu dich, daß ich beide Hände brauche, sonst könntest du mit deinem Gebiß im Rachen klappern.«

»Angeber!«

Ich grinste. An und für sich war ich froh, daß Bill Conolly mir zur Seite stand. Der Reporter war ein alter Kämpe und kannte sich dementsprechend aus.

Wir fanden die Polizeistation nach einigem Suchen. Sie lag in einer ruhigen Seitenstraße, deren Namen ich vergessen hatte.

Ich stellte den Bentley direkt hinter einem Streifenwagen ab und ging auf das hell gestrichene Gebäude zu. Bill folgte mir im Schlepptau. Zwei Beamte schauten auf, als wir die Bude betraten, die überheizt war. Ein weiterer Polizist verhörte im Hintergrund drei Rocker, die laut lamentierten und ihre Unschuld beteuerten, während eine ältere Frau daneben stand und weinte.

Ich zeigte meinen Ausweis.

Der Polizist, der sich nach unseren Wünschen erkundigt hatte, nahm Haltung an.

»Machen Sie keinen Zirkus«, sagte ich, »wir sind ja nicht beim Militär und nur gekommen, um die Handtasche abzuholen, die sich in Miß Collins' VW befunden haben muß.«

»Der Wagen steht auf dem Hof.«

»Und die Tasche?«

»Habe ich nicht gesehen, aber sie müßte im Wagen sein, Sir!«

Ich lächelte wölfisch, denn die Langsamkeit des Knaben fiel mir auf die Nerven.

»Dann schauen wir doch mal nach.«

»Ja, das können wir.«

Der Konstabler ging vor, schneuzte unterwegs seine Nase, und ich atmete auf, als wir auf dem Hof standen. Die Türen des VWs waren verschlossen. Zum Glück hatte der Polizist den Schlüssel mitgebracht. Ich öffnete den Wagen.

Die Handtasche lag auf dem Rücksitz. Irgendein undefinierbares Etwas aus Wildleder. Ich holte sie heran, öffnete sie und suchte.

Schminkutensilien, ein kleines Notizbuch und einen Zettel. Ich drehte ihn herum und las die Nummer.

War doch was.

Ich steckte den Zettel ein.

»Was geschieht mit dem Wagen?« fragte der Polizist.

Ich warf die Handtasche wieder in den Fond. »Lassen Sie ihn erst einmal hier stehen. Miß Collins, die Besitzerin, wird ihn wohl bald abholen.«

»Ja, Sir.«

Im Revier telefonierte ich mit der Dienststelle. Die Kollegen sollten herausfinden, wem der Wagen gehörte, und mir eine Nachricht auf den Schreibtisch legen.

»Wie geht es jetzt weiter?« fragte Bill.

»Wir fahren zum Yard. Dort hat man sicherlich schon den Dolch

untersucht.« Wobei ich dafür Sorge getragen hatte, daß die Waffe in unser Labor gebracht wurde.

»Haben Sie noch einen Wunsch?« fragte der Konstabler.

»Viele«, antwortete Bill, »aber die können Sie nicht erfüllen, guter Mann.«

Ich grinste noch, als ich bereits startete.

»Auch keiner von der schnellen Truppe«, meinte Bill. »Na ja, wer schon von Steuern bezahlt wird…«

»Kann ja nicht jeder so gut einheiraten wie du«, konterte ich.

»Neidhammel.«

Wir flachsten ein wenig herum. Und dieses gegenseitige Auf-den-Arm-nehmen lenkte mich ein wenig von meinen schweren Gedanken ab. Immerzu mußte ich an Jane denken. Was war da an dieser einsamen Schrebergarten-Anlage genau passiert?

Eine Frage, auf die ich gern eine Antwort gewußt hätte. Ob ich sie jemals bekommen würde, stand in den Sternen.

Wir hatten eine ziemliche Strecke zurückzulegen. Als wir endlich das Yard-Building erreichten, war es hoher Nachmittag.

Wir fuhren zuerst in die Kellerräume, wo auch die Laborkomplexe liegen.

Der Kollege im weißen Kittel wollte anfangen zu heulen, als er uns sah.

»Schon wieder Sinclair!«

»Was ist mit dem Dolch?«

»Nichts.«

»Wieso? Keine Fingerabdrücke?«

»Doch, sehr gute sogar.«

»Und?«

»Der Mann ist nicht registriert.«

»Shit.« Eine Spur war im Eimer.

»Kann ich sonst noch etwas für euch tun?« fragte der Kollege scheinheilig.

»Nein, danke, Sie überarbeiten sich sonst.«

»Scherzkeks.«

Mit dem Expreßlift fuhren Bill und ich hoch. »Wenn die Autonummer jetzt auch noch eine Pleite ist, springe ich aus dem Fenster«, versprach ich.

»Au ja«, rief Bill. »Und ich fange dich auf, nachdem du einmal aufgetickt bist.«

»Widerlich.«

Ich stürmte als erster in meine Kammer, denn größer war das Büro nicht. Auf dem Schreibtisch lag tatsächlich eine Botschaft für mich. Der Überbringer hatte einen Locher auf das Stück Papier gestellt, damit es nicht von einem Windzug hinabgeweht wurde.

Ich nahm den Zettel.
»Klasse. Ich brauche nicht zu springen.«
»Und wem gehört der Wagen?« fragte Bill.
»Einem Beerdigungsunternehmer. Wem sonst? Sein Name ist Logan Costello.«
»He.« Bill pfiff durch die Zähne. »Das hört sich ja direkt nach Mafia und Leichen-verschwinden-lassen an.«
»Kann sein.«
»Und war dieser Solo Morasso in seinem ersten Leben nicht auch ein gefährlicher Mafioso?«
Ich schaute Bill an. »Du denkst schon wieder viel zu weit voraus. Erst einmal schauen wir uns Logan Costello an. Bin gespannt, was er uns zu sagen hat…«

***

Jemand streichelte ihr Gesicht. Sie hörte eine leise Stimme.
»Kindchen, Kindchen, wach auf…«
Jane Collins stöhnte.
Sie tauchte aus dem tiefen Schacht der Bewußtlosigkeit nur langsam an die Oberfläche. Und mit jedem Stück, mit dem sie dem Wachsein näherkam, nahmen die Schmerzen in ihrem Kopf zu.
Brutal spürte sie das Hämmern und Bohren, das taube Gefühl, das sich wie ein Reif um ihre Stirn legte.
Sie schlug die Augen auf.
Ein Gesicht.
Dicht vor ihr, verschwommen, verzerrt, wie von Nebelschwaden umhüllt. Ein Mund, der lächelte, doch traurige Augen.
»Kindchen…« Wieder die Stimme.
Jane seufzte. »O mein Gott«, stöhnte sie und tastete die Stelle am Kinn ab, die besonders schmerzte. Sie war geschwollen, doppelt so dick wie normal.
»Reiß dich zusammen, Kindchen! Du darfst jetzt nicht schlappmachen. Nicht…«
»Ja, ja…« Wieder stöhnte Jane Collins. »Ich bin so müde. Ich bin …« Sie wollte noch weitersprechen, doch da war sie schon eingeschlafen.
»Verdammt, die pennt«, sagte die Frau und drehte sich um.
Die anderen fünf Mädchen hoben nur die Schultern. Ihnen war alles egal.
Die Zeit verging.
Jane Collins schlief. Hin und wieder wurde sie von den übrigen Girls mit Blicken bedacht, sonst geschah nichts.
Nach etwa einer Stunde öffnete Jane die Augen.
»Sie ist wieder da«, sagte ein Girl mit rauher Whiskystimme.
Die Detektivin hörte die Worte. Und diesmal ging es ihr besser.

Die Schmerzen im Kopf waren verschwunden. Das taube Gefühl ließ sich aushalten.

Jane setzte sich auf.

Aus einem Sessel erhob sich ein Mädchen mit ebenso langen blonden Haaren, wie Jane sie hatte. Sie lächelte, als sie auf die Detektivin zuschritt und neben ihr in die Knie ging.

Jane verzog das Gesicht. »Wo bin ich hier?«

»Bei uns.«

Die Antwort hätte mir auch eine andere als du geben können, dachte Jane und schaute sich um.

Die Blondine lächelte. »Ich bin Charity. Aber nicht Sweet Charity, sondern Charity Hale.«

»Jane Collins.«

»Eine Jane haben wir hier noch nicht.«

Die Detektivin fror. Sie sah die Gänsehaut auf ihren nackten Armen, und plötzlich wurden ihre Augen groß.

Himmel, sie war nackt – oder?

Jane schaute an sich herab. Nein, sie hatte sich getäuscht. Völlig nackt war sie nicht. Sie trug immer noch ihren BH und den dünnen Slip.

Die Kälte drang aus der getünchten Wand, wogegen sie mit dem Rücken lehnte. Wer hatte sie ausgezogen und warum?

Jane ließ ihre Blicke kreisen. Was sie zu sehen bekam, war trostlos und ermutigend zugleich.

Ermutigend, weil sie sich in keinem Verlies oder Keller befand und trostlos, weil die übrigen sechs Mädchen einen deprimierten Eindruck machten.

Der gesamte Raum kam ihr vor wie eine Garderobe. Die übrigen, allesamt blonde Girls, hockten in kleinen Schalensesseln, die sich vor einem einzigen, parallel zur Wand laufenden Schminktisch befanden. In den schon ziemlich blinden Spiegeln sah Jane die Hinterköpfe der Girls, die Gesichter waren ihr zugewandt.

An der Decke brannten zwei Lampen. Die Glasumrandung war staubbedeckt und wies klebrigen Fliegendreck auf.

Ein Platz war noch frei.

»Das ist deiner«, sagte Charity.

Jane beschloß zunächst, gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

Sie stand auf.

Charity stellte ihr die anderen Girls vor.

Jane hörte Namen wie Paula, June, Gladys, Monica und Mandy.

Da sich die Girls in ihrer Haarfarbe ziemlich ähnelten, war es schwer, die einzelnen Namen zu behalten.

»Nimm Platz.«

Jane setzte sich auf den Stuhl.

Charity warf ihr einen rosafarbenen Bademantel zu, den die Detektivin sich überhängte. Zum erstenmal seit einigen Stunden sah Jane Collins wieder ihr Gesicht.

Sie erschrak vor sich selbst.

Himmel, sie sah schlecht aus. Die Ringe unter den Augen, die angespannte Haut, der trübe Blick und das geschwollene Kinn. Damit konnte sie keine Schönheitskonkurrenz gewinnen.

»Gefällst du dir?« fragte Charity.

Sie stand hinter Jane und hatte die Arme vor dem üppigen Busen verschränkt. Auch sie trug wenig am Leibe. Ein Glitzerding von Bikini, wie ihn die Mädchen anhatten, wenn sie auf irgendeiner Bühne tanzten.

Ihr Gesicht war leidlich hübsch. Nur die Lippen waren für Janes Geschmack ein wenig zu aufgeworfen.

»Du gefällst dir anscheinend nicht, wie?« wiederholte Charity die Frage.

»Nein.«

Charity lachte. »Das habe ich mir gedacht.«

Jane schlug mit der Faust auf den Tisch. »Wo bin ich eigentlich gelandet?« fragte sie. »Das alles ist doch kein Traum, zum Teufel! Man hat mich weggeschleppt. Dieser… dieser Typ hat mich regelrecht gekidnappt.«

»Meinst du Ireus?«

»Weiß nicht, wie der heißt. Ein Kerl in Schwarz und mit einem Zylinder auf dem Kopf.«

»Ja, das ist Ireus.«

»Okay, und was sollen wir hier?«

»Auf ihn warten.«

»Wer ist das denn?«

»Der Moloch.«

Die Frau gab die Antwort mit einer solchen Gelassenheit, daß Jane nur noch schlucken konnte. »Der Moloch?« echote sie.

»Ja, der Moloch. Wir werden ihm heute Nacht geopfert.«

Ein schrecklicher Gedanke durchzuckte Janes Gehirn. »Soll das heißen, daß man uns töten will?«

Charity hob die Schultern.

Jane sprang auf. »Aber das ist doch Unsinn, das geht nicht. Ihr könnt doch nicht zusehen, wie man euch ins Verderben schickt. Ihr müßt was dagegen tun. Fliehen wir! Ich habe keine Lust, Opfer eines Dämons zu werden. Ich nicht.«

»Reg dich nicht auf«, erwiderte Charity Hale lahm.

Jane Collins verstand die Welt nicht mehr. Da hockte sie zusammen mit sechs Schicksalsgenossinnen, und die redeten von ihrem Tod, als wäre es die natürlichste Sache der Welt.

Darüber konnte Jane wirklich nur den Kopf schütteln. »Wollt ihr euer Leben einfach wegwerfen?« rief sie.

Charity antwortete. »Das ist gar nicht sicher, ob wir sterben werden.«

»Was ist denn sicher?«

»Keine Ahnung. Außerdem mußt du dich daran gewönnen, daß du jetzt ihm gehörst. Er ist derjenige, dessen Sklavin du jetzt bist.«

Jane beugte ihren Oberkörper vor und schüttelte den Kopf. »Ich verstehe euch nicht. Ich verstehe euch wirklich nicht. Wie kann man nur so reagieren.«

»Du würdest anders sprechen, wenn du wüßtest, was wir hinter uns haben.« Dies sagte nicht Charity, sondern das Girl neben Jane.

»Und was habt ihr hinter euch?«

»Die Hölle, Jane-Darling. Man hat uns fertiggemacht. Die schlimmsten Demütigungen, die man Frauen antun konnte, die hat man uns angetan. Es war grauenhaft. Wir gerieten als blutjunge Dinger in die Fänge eines Gangsters, der uns vermietete. Aber an Ausländer, an Orientalen und so weiter. Uns kann nichts mehr erschüttern, und wir waren froh, als man uns laufen ließ.«

»Aber ihr seid hier auch Gefangene.«

»Denen es gut geht«, erwiderte Charity. »Wir brauchen nicht mehr mit schmierigen Männern zu schlafen, wir warten nur auf ihn. Ich gebe zu, es ist makaber, aber was will man machen? Nicht jeder kann sich sein Leben aussuchen.«

»Und warum laufen wir alle halbnackt herum?« fragte Jane.

»Weil ab heute an je verschiedenen sieben Tagen eine von uns einen Tanz vorführt. Er muß ihm gefallen, denn dann erst werden wir zu ihm gelassen. Kennst du Salome?«

»Ja, den Schleiertanz«, erwiderte Jane.

»So ähnlich läuft das heute abend ab.«

Jane hob den Kopf und schaute Charity an. »Okay, ich habe alles verstanden, du hast auch genug erzählt. Aber eins sage ich dir. Ihr könnt tanzen, was ihr wollt, nur ohne mich. Ich verschwinde, das ist mein letztes Wort.« Jane Collins stand auf.

»Und wo willst du hin?«

Die Detektivin deutete auf die Tür. »Ist sie abgeschlossen?«

Die Girls warfen sich beziehungsvolle Blicke zu. »Nein«, sagte Charity, »sie ist nicht abgeschlossen.«

»Dann gehe ich jetzt!«

»Bitte.«

Jane wunderte sich, daß die Mädchen sie nicht zurückhalten wollten. Da war etwas nicht geheuer, daran konnte sie es direkt fühlen. Nach zwei Schritten blieb sie stehen und drehte den Kopf.

»Stimmt etwas nicht?« Ihre Stimme klang unsicher.

»Nein, nein, geh nur. Aber sei vorsichtig!«

Jane ahnte, daß sie keine Chance hatte. Aber sie wollte es genau wissen, sie hatte A gesagt und mußte auch B sagen. Also ging sie weiter.

Vor der Tür zögerte sie.

»Bist du feige?« hörte sie die rauchige Stimme.

»Nein.«

»Dann mach doch auf!«

Entschlossen legte Jane Collins die Hand auf die Klinke, drückte sie nach unten und zog hastig die Tür auf.

Mit einem Schrei fuhr sie zurück!

***

Angst und Entsetzen schüttelten sie. Sie preßte eine Hand vor den Mund, denn jetzt wußte sie, wen die Mädchen mit ihm gemeint hatten.

Der Moloch!

Er hockte auf dem Grund einer viereckigen Grube, eine weißblau schimmernde Gestalt mit einem gräßlichen Gesicht. Als der Lichtschein in die Grube fuhr, schnellte seine Pranke hoch und klatschte gegen die innere Grubenwand.

Fast hätte die Pranke Jane erwischt. Doch sie war rechtzeitig genug noch zurückgesprungen.

Sie hörte Charitys Lachen. »Willst du immer noch fliehen, kleine Jane?«

Die Detektivin schüttelte den Kopf. Was sie gesehen hatte, reichte ihr. Und dabei war die Grube nicht einmal groß. Sie hätte sie bequem überspringen können. Nur befanden sich an der gegenüberliegenden Seite ebenso wie rechts und links Wände. Und die schlossen fugenlos mit dem Rand der Grube ab.

Eine Rattenfalle.

Jane Collins hämmerte die Tür zu, stolperte zu ihrem Stuhl und sank dort zusammen.

Die Mädchen ließen sie in Ruhe.

Bis Charity sagte: »Jeder von uns ist es so ergangen, Jane. Jeder.«

Die Detektivin nickte. Sie hatte die Ausweglosigkeit ihrer Lage eingesehen, der Schock saß noch tief, trotzdem wollte sie nicht aufgeben. Sie war einfach nicht der Typ, der die Flinte ins Korn warf.

Schon jetzt formierte sich in ihrem Innern Widerstand.

Charity klopfte ihr auf die Schulter und zog eine kleine Tür unter dem Schminktisch auf. Sie holte eine Flasche hervor. »Trink, Baby«, sagte sie. »Ohne das Zeug ist unser beschissenes Leben hier kaum noch zu ertragen. Wir stehen alle unter Stoff, die eine mehr, die andere weniger. Einige haben auch Koks genommen.«

Jane schüttelte den Kopf. Sie drückte Charitys Arm beiseite. »Ich will

nicht, danke.«
»Das hältst du aber sonst nicht durch.«
»Mal sehen.«
»Dann nehme ich einen.« Charity setzte die Flasche an und trank in langen durstigen Zügen. Der billige Whisky mußte wie der letzte Fusel schmecken, Charity trank ihn trotzdem.
Jane schaute auf die Tür. Nein, da kam sie nicht weg. Es sei denn, sie begab sich freiwillig in die Hand des Molochs. Vor dem Gedanken schauderte sie.
Aber es mußte doch einen Ausweg geben. Danach erkundigte sie sich bei Charity.
Die setzte hastig die Flasche ab. »Es gibt einen, Girlie«, sagte sie.
»Du brauchst nur durch die Tür zu gehen.«
»Aber da ist doch…«
»Unsinn. Wenn wir herausgelassen werden, ist die Luke natürlich zu. Und die Wand gegenüber der Tür läßt sich bewegen. Ein ganz einfacher Mechanismus.«
»Daran hatte ich nicht gedacht.«
»Hier ist eben vieles anders.«
»Ich merke es mit Schrecken.«
»Den Schrecken wirst du wohl heute abend erleben. Da ist diese Mistbar geschlossen. Nur bestimmte Personen dürfen hinein. Das hat mir Ireus erzählt.«
»Gehört ihm die Bar?«
»Nee.«
»Wer ist denn der Besitzer?«
Charity hob die Schultern. »Ein schmieriger Typ, dessen Namen ich nicht einmal weiß.« Plötzlich grinste sie. »Er riecht irgendwie immer so nach Beerdigung und Leichen, weißt du.«
Jane schluckte. Sollte der Inhaber des Schuppens vielleicht ein Ghoul sein?
Sie fragte danach.
Charity sah sie aus großen Augen an. »Was ist das denn – ein Ghoul? Kann man das essen?«
»So ungefähr«, wich Jane aus.
Charity kicherte und nahm noch einen Schluck. Dann stellte sie die Flasche wieder weg. Die Frau konnte eine ungeheure Menge vertragen. Jane wunderte sich.
»Alles im Eimer«, sagte Charity. »Wir sind nichts wert, Mädchen. Wir werden geopfert…«
»Ach, halts Maul«, sagte die mit der Whiskystimme. Jane wußte auch, wie sie hieß.
Paula.
Charity wies mit dem Finger auf Paula. »Du hast ja keine Ahnung.

Überhaupt nicht.«

Paula wollte etwas antworten, doch ein Geräusch lenkte die Frauen ab.

Es war ein Kratzen und Schaben.

»An der Tür«, flüsterte Charity. »Das ist er. Er kann es kaum erwarten, uns zu bekommen…«

Den Girls lief bei diesen Worten eine Gänsehaut über den Rücken…

***

Logan Costello!

Wir hatten eine Akte über ihn. Und die war gar nicht mal so dünn. Ich blätterte sie durch, bevor wir zu ihm fuhren.

Dabei gingen mir die Augen über.

Costello war ein Verbrecher. Er gehörte zu der Spitze der Londoner Unterwelt. Costello herrschte über zahlreiche Bars und Nachtclubs, hielt einen Teil des Porno- und Sexgeschäftes in der Hand. Außerdem war er auch noch Eigentümer eines Beerdigungsinstitutes in Soho.

Normalerweise passen Beerdigungsinstitute und Nachtclubs nicht zusammen, doch bei Costello sah die Lage völlig anders aus.

Wenn er wirklich zur Mafia gehörte und da mit an erster Stelle stand, hatte er auch die Aufgabe, Leichen verschwinden zu lassen.

Es war schon immer eine Spezialität der »Ehrenwerten Gesellschaft« gewesen, doppelte Beerdigungen durchzuführen. Das heißt, man legte bei einer Bestattung kurzerhand zwei Leichen in den Sarg.

Die Mafia hatte dieses Verfahren ausgeklügelt. Ich wollte nicht wissen, wie viele Gräber in London doppelt besetzt waren.

Seine Bestattungsfirma lag in Soho, also in der Szene, wie man so schön sagt. Und diesem feinen Geschäft wollten Bill und ich einen Besuch abstatten.

Die Straße lag nicht weit vom Leicester Square entfernt, ich kannte sie. Dort gab es weniger Bars und Clubs, sondern mehr Geschäfte.

Wir mußten uns beeilen, wenn wir vor Ladenschluß dort sein wollten. Es blieb auch keine Zeit mehr, Suko abzuholen. Ich hinterließ ihm nur eine Nachricht in meinem Büro.

Dann dampften wir ab.

Es wurde eine Quälerei. Am Trafalgar Square blieben wir stecken, dann hatten wir einen Bus vor uns, der jagte seine Abgase in die Luft, und der Bentley nahm sie mit seiner Belüftung auf.

Schließlich kamen wir besser voran, und genau fünf Minuten vor Toresschluß erreichten wir die Straße, in der das Institut lag.

Wir konnten es gar nicht verfehlen, denn das große Schaufenster war dunkel getönt. Ein schwerer Eichensarg stand als Dekoration in der Auslage. Er wurde von zwei kitschigen Leuchtern eingerahmt und von einem Spotlight angestrahlt.

Das Licht ging aus, als wir den Wagen verließen. Einen Parkplatz hatten wir gefunden, wenn der Bentley auch schräg stand, aber das hier war eine Polizeiaktion.

»Ich frage mich nur, was solch ein Mafioso mit den Dämonen zu tun hat«, meinte Bill.

»Weiß ich auch nicht.«

Eine Treppe führte zur Eingangstür hoch. Ich drückte sie auf und hörte über meinem Kopf ein trauriges Glockenspiel. Wir betraten einen großen Raum, in dem ein Schreibtisch stand, über dem eine Hängelampe leuchtete. Die Wände waren grau gestrichen. Es roch so wie in der Leichenhalle. Ich sah auch vier Besucherstühle, sorgfältig nebeneinander aufgestellt. Ein durch einen blauen Vorhang abgedeckter Durchgang führte zu den anderen Räumen des Instituts.

Noch kam niemand.

Dann bewegte sich der Vorhang, und ein mittelgroßer Mann mit Halbglatze erschien. Der Knabe trug einen dunklen Anzug, hatte ein weißes Hemd an und sich eine schwarze Krawatte umgebunden. Dazu trug er das leidende Gesicht eines liebeskranken Hamsters zur Schau. Er kam auf uns zu und rieb die Hände gegeneinander.

»Ich darf Ihnen mein tiefstes Mitgefühl zum Tod Ihres nahen Verwandten aussprechen«, sagte er scheinheilig und schaute einmal Bill an und dann mich.

»Noch ist niemand gestorben«, sagte ich.

Sein falsches, mitleidiges Gesicht verschwand. Dafür trat ein lauernder Ausdruck auf seine Züge. »Ich verstehe Sie nicht…«

Ich zeigte meinen Ausweis.

»Scotland Yard?«

»Genau.«

»Aber was…«

Ich ließ ihn nicht ausreden. »Sind Sie Logan Costello?«

»Nein.«

Die erste Überraschung. »Wieso? Ich dachte, daß Logan Costello die Firma hier gehört…«

»Das schon, aber ich bin sein Bruder und kümmere mich um die Geschäfte.«

»Dürfte ich Ihren Namen erfahren?«

»Ja. Ennio Costello.« Der Mann sprach noch mit einem italienischen Zungenschlag. Wahrscheinlich war er noch nicht so lange in London.

»Führen Sie den Laden hier selbständig?«

»Natürlich.«

»Dann untersteht ihnen auch der Wagenpark?«

»Was heißt Wagenpark. Wir haben zwei Fahrzeuge. Mehr nicht. Wir sind sehr bescheiden.«

Ich las ihm die Autonummer vor. »Ist das Ihr Wagen?«

»Keine Ahnung. Ich kann Autonummern nicht behalten.« Er hob die Schultern. »Da müßten Sie schon meinen Mitarbeiter fragen.«

»Und wo finden wir den?«

Costello deutete mit dem Daumen über seine Schulter. »In den Arbeitsräumen.«

»Okay, gehen wir hin.«

Er wand sich. »Ich weiß nicht so recht. Mr. Ireus befindet sich bei seiner Arbeit und…«

»Das lassen Sie mal unsere Sorge sein.«

»Bitte, ich wollte Sie nur warnen.«

Er lief schnell an uns vorbei und öffnete den Vorhang, damit wir hindurchgehen konnten. Waren wir zuvor auf einem Teppichboden gelaufen, so schritten wir jetzt über rote Fliesen.

Costello machte Licht. Zwei runde Leuchtstoffröhren flammten auf. Links sah ich einen Gang, der wohl zum Hof führte. Gegenüber befanden sich zwei Türen. Eine führte zum Lager, das las ich an der Aufschrift.

Bill schaute mich an. Seinem Blick entnahm ich, daß er dem Frieden nicht so ganz traute. Und auch ich war skeptisch, wollte aber noch nicht urteilen.

Costello öffnete eine der beiden Türen. »Bitte sehr«, sagte er, und seine Stimme klang ein wenig belegt.

Wir schritten in den Raum.

Wieder wechselte der Bodenbelag. Gelbe Fliesen befanden sich unter unseren Sohlen. Sie paßten auch zu dem Inhalt des makabren Raums. Erst einmal sah ich zwei Leichen. Sie lagen auf langen Holztischen, waren völlig nackt und warteten wohl darauf, gewaschen zu werden. Es stank nach Desinfektionsmitteln, und an der Wand befanden sich zwei Wannen. An einer arbeitete ein Mann, der uns den Rücken zuwandte.

»Ireus!« rief Costello.

Langsam drehte sich der Mann um. Dabei ließ er eine Leiche los, mit der er beschäftigt war. Sie klatschte zurück ins Wasser.

»Ja!« fragte er, und seine Stimme kratzte.

Ich schaute mir den Kerl genau an. Er war größer als ich, sogar um einen Kopf. Er hatte ein hageres Gesicht, tief in den Höhlen liegende Augen und einen kantigen Schädel. Sein Gesicht war irgendwie schief gewachsen, die Nase verknorpelt, die Lippen kaum zu sehen. Er trug einen langen weißen Kittel, der Wasserflecken zeigte. Seine Hände steckten in Handschuhen.

»Das ist Mr. Ireus, mein Mitarbeiter«, erklärte uns Costello. Dann wurden wir vorgestellt.

Ireus nickte nur.

Mir war der Kerl von Beginn an unsympathisch. Ich dachte an Shaos

Beschreibung, stellte ihn mir im schwarzen Anzug vor und mit einem Zylinder auf dem Schädel.

Ja, das konnte der Typ sein, der Jane entführt und Shao fast getötet hatte.

»Die Herren haben ein paar Fragen an Sie«, sagte Costello.

Ireus nickte.

Ich holte tief Luft. Die Umgebung paßte mir nicht. Sie war mir unheimlich.

»Haben Sie heute den Leichenwagen mit folgender Nummer gefahren?« Ich zählte ihm die Zahlen auf.

Ireus schaute seinen Chef an.

»Sagen Sie es schon«, nickte Costello.

»Ja, den habe ich gefahren.«

»Darf ich wissen, wo Sie gewesen sind?«

»Ich habe eine Leiche abgeholt. Die da.« Er deutete auf den ersten langen Holztisch, wo ein noch junger Mann lag. »Heroin.«

»Sonst nichts?«

»Nein.«

Der log. Das spürte ich. »Ihnen sind nicht zufällig in einem VW zwei Frauen begegnet?«

»Kann mich nicht erinnern.«

»Was war denn mit den Frauen?« erkundigte sich Costello.

Ich schaute ihn an und spürte, daß er genau wußte, was geschehen war, uns aber zum Narren hielt.

Neben mir ballte Bill die Hände.

»Eine Frau ist entführt worden. Die suchen wir jetzt. Die zweite, eine Chinesin, wurde gerettet, aber ihre Aussagen sind sehr interessant. Wenn ich sie vergleiche, habe ich das Gefühl, daß Ihr Mitarbeiter an dem Kidnapping beteiligt war.«

»Das ist nicht wahr«, sagte Ireus.

»Die Wahrheit werden wir herausfinden, Mister«, antwortete ich und wandte mich an Costello. »Macht es Ihnen etwas aus, wenn wir einen Blick in die anderen Räume werfen?«

»Haben Sie einen Durchsuchungsbefehl?«

»Nein, deshalb frage ich ja höflich an.«

Costello senkte den Blick. Er schien zu überlegen. Schließlich meinte er: »Bitte, Sie werden nichts finden. Ich habe nichts zu verbergen, wenn Sie die Umgebung nicht stört.«

»Kaum.«

»Wo wollen Sie beginnen?«

Ich schaute mich um. Ireus lehnte an der Wanne und starrte ausdruckslos vor sich hin. Er schien innerlich abgeschaltet zu haben, doch ich traute dem Frieden nicht.

»Hier scheint ja alles in Ordnung zu sein«, bemerkte ich.

Bill mischte sich ein. »Sicherlich haben Sie ein Sarglager. Nebenan sah ich an der Tür ein Schild.«
»Ja, dort geht es tatsächlich ins Lager.«
»Dann bitte.«
Wir verließen den Waschraum und wandten uns scharf nach links. Ireus ging nicht mit.
Ennio Costello schloß die Tür auf. Sie quietschte erbärmlich in den Angeln, als er die zurückzog. »Ich mache Ihnen Licht«, sagte er und drückte sich an uns vorbei.
Mir war klar, daß wir in dem Lager nichts finden würden. Sonst hätte Costello nicht so bereitwillig reagiert. Aber ich wollte auch keine Chance verstreichen lassen, sonst hätte ich mir hinterher noch Vorwürfe gemacht.
Von der Größe des Lagers war ich überrascht. Das hätte ich nicht für möglich gehalten. Wir befanden uns in einer regelrechten Halle, und noch nie hatte ich so viele Särge auf einmal gesehen.
»Ganz schöne Ladung«, sagte ich.
»Ich beliefere auch Kollegen mit Nachschub«, erklärte Costello.
»Hoffentlich nicht mit Leichen«, grinste Bill.
»Scherzbold.«
Bill kniff mir ein Auge zu und schüttelte dabei den Kopf, als wir die Halle betraten. Er schien den gleichen Gedanken zu haben wie ich. Es roch angenehm nach Holz.
Die Särge standen nicht wild durcheinander, sondern waren dem Material nach geordnet worden.
Ich sah Eichensärge, Fichtensärge, einige aus Mahagoni und flache, schlichte Totenkisten aus irgendwelchen Brettern zusammengenagelt. In ein paar Särge schaute ich hinein.
Die teuren waren mit Samt ausstaffiert. Seidenkissen dienten den Toten als Kopfstütze.
Ennio Costello blieb an der Tür stehen. Er hatte die Hände auf dem Rücken verschränkt und lächelte. Bill stand in seiner Nähe und ließ ihn nicht aus den Augen.
Ich machte weiterhin nur Stichproben. Meine Vermutung wurde bestätigt, die Särge waren leer.
»Haben Sie gefunden, was Sie suchten?« fragte Costello. Seine Frage war der blanke Hohn.
»Nein.«
»Wollen Sie noch andere Räume sehen?«
»Gibt es denn noch welche?«
»Den Keller.«
Ich schaute Bill an. Der hob die Schultern, er überließ mir die Entscheidung.
Ich verzichtete. Wenn Costello sich schon freiwillig anbot, mir die

Kellerräume zu zeigen, hatte er dort sicherlich nichts verborgen.

Jane Collins mußte sich woanders befinden.

»Dann darf ich Ihren Besuch als beendet ansehen, Gentlemen?« fragte Ennio Costello.

Ich blieb neben ihm stehen. »Nicht ganz, Mister.«

»Wieso?«

»Ich möchte noch einmal mit Ihrem Mitarbeiter Ireus reden.«

»Bitte.«

Wir gingen wieder zurück und störten Ireus bei der Arbeit. Er war gerade dabei, den Toten aus der Wanne zu hieven. Der alte Mann war steif wie eine Puppe. Seine Haut schimmerte bläulich, die Augen zeigten einen starren Blick, der Mund war aufgerissen, so daß ich zwei Goldzähne funkeln sah.

Ireus hievte den Toten auf den Holztisch. Den jungen Mann schob er zur Seite. Dann wischte er sich die Hände ab.

»Die Gentlemen möchten noch mit Ihnen reden, Mr. Ireus«, sagte Costello.

Der Mann schaute uns mißtrauisch an.

»Aber nicht hier«, sprach ich den Leichenwäscher an. »Ich möchte, daß Sie mit uns kommen.«

»Wohin?«

»Ich will Sie gern einer Zeugin gegenüberstellen. Da Sie ja nichts zu verbergen haben, ist alles halb so schlimm.«

»Ja, sicher.« Er nickte und schaute dann seinen Chef an.

Costello blickte zu Boden.

»Kann ich mich noch umziehen?« fragte er.

»Natürlich.« Ich lächelte. »Aber ich werde mitgehen, wenn Sie erlauben.«

»Klar.«

Er drehte sich um und ging auf eine schmale Tür zu. Daß dahinter noch mehr Räume lagen, hatte Costello gar nicht erwähnt.

Ich fand mich in einem schmalen Flur wieder. Durch ein Fenster fiel das letzte Tageslicht. Es war ziemlich düster. Ich sah noch eine Tür, doch sie stand offen, so daß ich in das dahinterliegende Zimmer schauen konnte.

Es war ein Büro.

Im Flur stand ein Spind.

Ireus schloß ihn auf. Dann schlüpfte er aus seinem Kittel, öffnete die Tür noch weiter und hängte den Kittel an einen Haken.

Es sah alles harmlos aus…

Da ich einen Blick in das Büro geworfen hatte, schaute ich zwangsläufig zur Seite. Als ich mich wieder umdrehte, sah ich die Bewegung.

Blitzschnell riß ich die Arme hoch.

Zu spät.

Der Totschläger traf zwar nur meine Handgelenke, aber es reichte, um die Deckung zu zertrümmern. Der zweite Schlag kam ebenso schnell. Wieder schaffte ich es nicht, auszuweichen.

Etwas krachte gegen meine Stirn, und dann hatte ich den totalen Blackout…

***

Ireus atmete tief durch. Er schaute auf den Totschläger und auf den am Boden liegenden Polizisten. Das wäre geschafft.

Er sah das Blut an der Schläfe des Mannes. Dort hatte ihn der Hieb getroffen.

Ireus grinste. Der machte keinen Ärger mehr, auch später nicht, denn dieser Bulle würde sterben.

Doch da war noch der zweite. Auch er mußte ausgeschaltet werden. Es würde nicht so einfach sein.

Ireus holte tief Luft und ging zur Tür. Er öffnete sie einen Spaltbreit, wobei er wieder in die Leichenkammer schaute. Er sah die beiden Männer im Gespräch und konnte auf die zwei Wannen schauen. Eine teuflische Idee durchzuckte sein Hirn.

»Mister!« rief er.

Bill drehte sich um. »Ja?«

»Sie möchten mal kommen.«

Der Reporter sah den Kerl an der Tür stehen, und sofort flackerte Mißtrauen in ihm hoch.

»Was ist mit meinem Kollegen?« erkundigte er sich.

»Er sieht noch im Büro nach.«

Die Antwort klang plausibel, und Costello sagte: »Gehen Sie ruhig, Mister.«

Bill vertraute auf seine Stärke. Und eine erkannte Gefahr ist sowieso nur eine halbe Gefahr.

Bill ging hin.

Costello blieb zurück. Er ahnte, was kam, und seine Hand näherte sich dem Jackenausschnitt.

Ireus trat zur Seite, und Bill Conolly stieß die Tür völlig auf.

»John!« rief er.

Von mir bekam er keine Antwort, dafür von Ireus. Der schlug ungeheuer wuchtig zu.

Er hatte den Totschläger so gehalten, daß Bill ihn nicht sehen konnte. Er spürte allerdings den Luftzug und sprang instinktiv zurück.

Der Hieb verfehlte ihn. Ireus hatte zu einem Rundschlag angesetzt, und nur knapp wischte die Waffe an Bills Gesicht vorbei.

»Du Hund!« keuchte der Reporter. Er hatte es geahnt, aber ein zweites Mal würde er sich nicht überraschen lassen.

Sein Konter traf Ireus dicht über der Gürtelschnalle. Der Leichenwäscher wurde gegen die Wand geworfen und wurde noch blasser.

Sofort setzte Bill nach, war aber zu hastig und lief in einen Tritt.

Der raubte ihm glatt die Luft. Schwer keuchte der Reporter, schüttelte den Kopf, um wieder klar zu werden, und erwartete den nächsten Angriff.

Ireus hatte den Totschläger nicht losgelassen. Wieder hieb er damit zu.

Bill glitt zur Seite. Neben ihm klatschte die Waffe gegen die Wand. Aus der Drehung säbelte Bill mit der Handkante zu. Plötzlich wurde Ireus durchgeschüttelt, als hätte er einen heftigen Stromstoß bekommen. Er schaute Bill an und knirschte mit den Zähnen.

»Du Saukerl«, sagte der Reporter, holte mit der Linken aus und wollte seinem Gegner ein volles Pfund geben.

Da hörte er hinter sich eine Stimme. »Soll ich Ihnen die Kugel in den Kopf oder in den Schädel jagen?«

Bill erstarrte. Costello hatte gesprochen, und seine Stimme hörte sich nicht so an, als würde er nur bluffen. Bill schaute auf mich, sah das Blut an meiner Stirn und ließ den linken Arm sinken.

»Okay, Sie haben gewonnen.«

»Das will ich wohl meinen. Umdrehen!«

Bill gehorchte.

Ennio Costello stand vor ihm und lächelte. Doch seine Augen lächelten nicht. Sie schienen aus Eiskristallen zu bestehen, und Bill las darin sein Schicksal. Er hielt eine Luger-Pistole in der rechten Hand.

Nein, dieser Mann würde kein Erbarmen kennen. Er und sein Helfershelfer hatten Bill deutlich klargemacht, daß sie sich auf der richtigen Spur befanden.

Trotzdem versuchte er es. Er wollte Costello einschüchtern, ein lahmer Versuch, aber besser als gar keiner. Und wenn er sich mit dem Kerl unterhielt, würde der nicht schießen.

»Wollen Sie sich wirklich des Mordes an zwei Polizisten schuldig machen?« fragte er. Bill zählte sich dabei als Polizist mit.

»Ja, das will ich.«

»Wissen Sie, was mit Polizistenmördern geschieht?«

»Das ist mir bekannt. Nur – man wird mich zwar verdächtigen, aber man wird nichts von Ihnen finden, weil die Säure, in die ich Sie beide werfe, alles auflöst.«

Bill konnte nicht verhindern, daß ihm bei diesen Worten eine Gänsehaut über den Rücken rann. Er traute dem Kerl alles zu.

Dieser Mann, der immer nur mit Toten umging, hatte vor den Lebenden erst recht keinen Respekt. Er war ein gefühlloser Roboter.

Costello ging zurück. »Folgen Sie mir«, sagte er. »Aber keine

Mätzchen. Und du, Ireus, heb den anderen hoch.«
Während Bill zurück in den Leichenwaschraum schritt, hob der andere mich hoch und wuchtete meinen Körper über seine Schulter. Den Totschläger ließ er dabei nicht aus der Hand.
»An die Wand!« befahl Costello.
Der Reporter wandte sich nach links, blieb zwei halbe Schritte vor der Wand stehen und stützte sich mit den Armen ab. Dabei schielte er unter seiner Achsel hindurch.
Ireus kam.
Bill sah ihn und bemerkte, wie er seinen rechten Arm hob. Mich hatte er fallen gelassen.
Ohne Vorwarnung schlug er zu. Bill hatte noch seinen Kopf ein wenig eingezogen, es nützte ihm nichts.
Der Hieb mit dem Totschläger traf seinen Nacken voll. Vom Hals her schoß eine ungeheure Druckwelle durch seinen Schädel und zerplatzte unter der Kopfhaut inmitten einer grellen Explosion. Im nächsten Augenblick erloschen für den Reporter sämtliche Lichter.
Bill rutschte an der Wand entlang und fiel schwer zu Boden.
Ireus hatte beide geschafft. Und darüber freute er sich so, daß er den Totschläger in seine linke, offene Handfläche klatschen ließ.
Costello nickte zufrieden. Er steckte die Luger wieder weg. »Die brauche ich nicht mehr.«
Ireus schaute auf die Uhr.
»Ich weiß, was du willst, aber es geht nicht.«
»Doch, ich muß weg. Ich habe jetzt die sieben zusammen. Der Moloch will sie.«
»Und was geschieht dann?«
»Wird er endlich erstarkt sein und besitzt die Kraft eines mächtigen Dämons. Dann kannst du deinem Bruder gegenübertreten, denn der Moloch ist gegen Kugeln gefeit.«
Plötzlich blitzte Haß in Ennio Costellos Augen auf. Ja, der Moloch sollte ihn schützen. Und wenn Logan, dieser verdammte Bastard, nicht das tat, was er wollte, dann würde er ihm den Moloch auf den Hals schicken. Bisher hatte er immer nur die Drecksarbeit machen müssen. Er mußte die Leichen verschwinden lassen, und Logan rieb seine Hände. Das hörte auf. Endgültig.
»Hat er viele Anhänger?«
Ireus nickte. »Und wie. Heute abend wird die kleine Bar voll sein. Sie fiebern schon, denn sie alle beten den Götzen an. Der Moloch soll auch ihnen Macht verschaffen.«
Die Worte überzeugten Costello. »Du kannst mir trotzdem noch einen Gefallen tun«, sagte er.
»Und welchen?«
»Hol die Säure hoch.«

»Das mache ich.«

Ireus verschwand. Er ging in den Keller, wo die Ballons mit der Säure standen. Man hatte die Glasbehälter in Körbe gestellt, die an den Seiten Griffe besaßen.

Ireus hatte Kraft. Er trug nacheinander zwei Behälter allein hoch.

In der Zwischenzeit war Ennio Costello auch nicht untätig geblieben. Er hatte Bill und mich gefesselt. Er verstand sein Handwerk, die Stricke umspannten hart unsere Arm- und Fußgelenke.

Ennio deutete auf die beiden Wannen. »Kippe die verdammte Säure da hinein.«

Ireus gehorchte. Er trug den ersten schweren Behälter an den Rand der Wanne und ließ sie erst leerlaufen. Dann verschloß er das Loch, wuchtete den Behälter hoch und zog den harten Gummistopfen hervor, der an seiner Unterseite dank der Säuredämpfe schon leicht gelblich schimmerte und angefressen war.

Ireus kippte die Säure in die Wanne. Das Gluckern war Musik für seine Ohren.

Es war Schwefelsäure, die da in die Wanne rann. Und Schwefeldämpfe stiegen von der Oberfläche träge nach oben. Sie sammelten sich dicht über dem Säurespiegel, wallten dabei wie Nebelschwaden hin und her.

Ennio Costello beobachtete genau.

Als Ireus auch die zweite Wanne etwa zu einem Drittel gefüllt hatte, war er zufrieden.

»Okay, du kannst jetzt gehen.«

Ireus nickte. »Kommst du nach?«

»Sicher, die Schau lasse ich mir doch nicht entgehen. Ich will meinen Verbündeten schließlich sehen.«

Ireus rieb seine Hände. Aus seinen Augen schienen Blitze zu schlagen. »Du wirst zufrieden sein.«

Dann ging er.

Ennio Costello aber verließ den Raum, lief durch das Geschäft und schloß die Eingangstür ab.

Erst jetzt fühlte er sich sicher.

Langsam schlenderte er zurück. Ein böses Grinsen hatte sich auf seinen Lippen festgesetzt. Er überlegte, wen er zuerst in die Wanne werfen sollte.

Er entschied sich für den Oberinspektor, bückte sich und schob beide Hände unter die Achseln des Mannes.

In diesem Augenblick schlug ich die Augen auf!

***

Suko lächelte Shao zu. »Ich muß dich jetzt verlassen, Darling«, sagte er.

»Schon?«

»Ja, die anderen warten. Wie ich dich kenne, bist du morgen wieder auf dem Damm.«

Shao lächelte. »Das hoffe ich doch sehr.«

»Wenn nicht, wirst du aus dem Krankenhaus entführt.« Suko gab ihr noch einen Kuß und erhob sich von der Bettkante.

»Hast du auch genügend Geld bei dir?« fragte Shao.

»Wieso?«

»Du hast doch keinen Wagen und auch deine Maschine nicht hier.«

»Ja, natürlich. Das Geld reicht. Bis morgen dann.« Der Chinese verließ das Krankenzimmer.

Im Flur war ihm doch ein wenig komisch zumute. Es paßte ihm gar nicht, Shao allein zurückzulassen, dann aber dachte er an Jane Collins und konnte mit Shaos Schicksal zufrieden sein. Von Jane wußte noch keiner, was mit ihr geschehen war.

Ein schlauer Kopf hat mal nachgezählt und gesagt, daß in London ungefähr 80.000 Taxis herumfahren. An Krankenhäusern fand man sowieso ein paar Wagen.

Suko winkte.

Ein neuer Rover schnurrte heran. Der Fahrer öffnete noch während der Fahrt die Tür.

Suko stieg ein. »Scotland Yard«, sagte er.

»He, wollen Sie sich freiwillig dahin begeben?«

»Ja.«

»Das ist ‘n Ding.« Der Driver schüttelte den Kopf und startete. Er kannte London wie seine Westentasche, benutzte Abkürzungen und erreichte die Victoria Street mindestens zehn Minuten früher als bei normaler Fahrtstrecke.

Suko zahlte den Preis und legte ein Trinkgeld hinzu.

Der Driver nickte anerkennend. »Wußte gar nicht, daß Polizisten so großzügig sein können.«

»Ich bin keiner.«

Jetzt war der Fahrer baff. Dabei hätte er schwören können, in Suko einen Polizeibeamten vor sich zu haben.

Suko brauchte sich nicht erst anzumelden. Man kannte ihn beim Yard. Der Mann am Empfang winkte ihm freundlich zu, als er zu den Fahrstühlen lief.

Obwohl offiziell schon der Feierabend angebrochen war, herrschte auf den Fluren noch immer Betrieb.

Als Suko aus dem Lift stieg, traf er Sir James Powell. Der Superintendent blieb überrascht stehen. »Was machen Sie denn hier?«

»Ich suche John Sinclair.«

»Der ist nicht da.«

»Wissen Sie, wo ich ihn finden kann?«

»Nein.« Sir James Augen hinter den dicken Brillengläsern wurden plötzlich starr. »Ist was passiert?«

»Nur Jane Collins ist verschwunden.«

»Das habe ich inzwischen auch erfahren. Sehen Sie mal im Büro nach, vielleicht hat John eine Nachricht hinterlassen.«

»Danke, Sir.«

Die Putzfrauen hatten die Büros bereits verlassen. Die Tür zu meinem Raum stand offen.

An den Schreibtisch, das wußte Suko, gingen die Frauen nicht.

Dort hatten sie auch nichts zu suchen.

Der Chinese sah den Zettel sofort, der mit einem Locher beschwert worden war.

Hastig las er die Zeilen.

Ein Name tauchte auf. Costello, Beerdigungsunternehmer. Dort hoffte Suko, Bill und mich zu finden.

Die Nummer suchte er sich aus dem Telefonbuch heraus und wählte. Es läutete durch, doch es hob niemand ab.

Suko dachte nach. Zehn Sekunden später hatte er einen Entschluß gefaßt.

Suko verließ das Büro, lief zum Fahrstuhl und jagte nach unten.

Er hatte es plötzlich sehr eilig…

***

Die Mädchen tranken. Immer mehr Whiskyflaschen zauberten sie aus den Schubläden der Schränke, aber sie hatten es aufgegeben, Jane einen Schluck anzubieten.

Die Detektivin wollte nicht.

Einen zweiten Fluchtversuch hatte sie nicht unternommen. Sie wußte, daß ihre Chance gleich Null war. Und durch das Gitter der Frischluftanlage konnte sie auch nicht fliehen. Es befand sich an der Decke und war außerdem zu schmal.

Es blieb nur das Warten.

»Mach dir nichts draus«, sagte Charity und legte einen Arm um ihre Schulter. »Wir schaukeln das Ding schon.«

»Vielleicht kann man aus der Bar fliehen«, sagte Jane.

»Kaum. Da werden so viele Personen sein, die schnappen dich schon beim ersten Versuch.«

»Woher weißt du das?«

»Ich habe davon gehört.«

Jane strich über ihre schweißnasse Stirn. Obwohl Frischluft in den Raum geblasen wurde, war ihr heiß. Der Geruch, eine Mischung aus Alkoholdunst und Schminke, störte sie.

Zwei Mädchen waren eingeschlafen. Sie hatten die Köpfe auf die angewinkelten Arme gelegt und schnarchten leise.

»Die haben Nerven«, sagte Jane.
Charity lächelte. »Uns kann eben nichts erschüttern.«
»Wie recht du hast«, sagte Paula. Sie hatte als einziges der Mädchen nur halblanges Haar. Es war ziemlich dünn und fiel soeben bis über die Ohren.
Plötzlich stand Charity auf. »Psst«, sagte sie, »ich höre was.«
»Ist er es?« Die anderen Mädchen schauten ihre Kollegin gespannt an.
»Nein, das sind normale Schritte.«
Jetzt hörten auch die anderen Mädchen das Geräusch. Es klang draußen vor der Tür auf.
Alle standen auf.
Die beiden Schlafenden wurden geweckt, rieben sich die Augen und erhoben sich ebenfalls von den Plätzen.
Die Schritte verstummten vor der Tür.
Dann bewegte sich die Klinke.
Wer kam?
Ein Mann, nicht der Moloch. Aber ein Mann, den Jane kannte.
Dunkler Anzug, Zylinder, ein weißes, leicht angeschmutztes Hemd.
Das war Ireus!
Einen Schritt vor der Tür blieb er stehen und verzog die Lippen zu einem dünnen Lächeln. »Ich freue mich«, sagte er, »daß ich euch sieben zusammenhabe. Nun kann nichts mehr schiefgehen.«
Er redete noch weiter, doch Jane Collins hörte gar nicht hin, was er sagte. Ihr war etwas anderes aufgefallen.
Ein Teil der Mauer befand sich nicht mehr dort, wo er zuvor noch gestanden hatte. Er war verschoben worden, an seiner Stelle gähnte ein Rechteck, und dahinter sah Jane es rot glosen.
Für einen Moment glaubte sie, einen Blick in die Hölle zu werfen, bis ihr der nüchterne Verstand sagte, daß es sich dabei um die Barbeleuchtung handelte.
Die Luke war geschlossen.
Eine Chance?
Ireus redete weiter. Er berichtete von dem Moloch, von seiner Kraft, von seiner nahezu grandiosen Stärke. Sollte er, das alles interessierte Jane nicht.
Sie wollte weg.
Der Reihe nach schaute Ireus die Mädchen an.
June, Mandy, Paula…
Die Detektivin stand etwas abseits. Es würde ein paar Sekunden dauern, bis der Blick des Mannes sie traf.
Die Zeit nutzte Jane.
Urplötzlich startete sie und war schon mit Ireus auf einer Höhe, bevor der begriff, was eigentlich los war.
Der nächste Satz brachte Jane an ihm vorbei.

Ein Mädchen schrie, und dann reagierte Ireus gedankenschnell.

Er flirrte herum, und sein rechter Arm schnellte vor.

Jane Collins kam nicht so schnell weg. Fünf Finger krallten sich im Kragen des Bademantels fest und fetzten Jane das Kleidungsstück vom Körper.

Durch diese Aktion wurde ihre Flucht behindert, sie taumelte zur Seite und stieß mit der Hüfte gegen die Ecke eines Schminktisches.

Im ersten Moment spürte sie den heftigen Schmerz, doch sie biß die Zähne zusammen. Kein Laut drang über ihre Lippen.

Aus dem Stand sprang Jane Collins auf die Tür zu. Das war ihr Fehler, denn Ireus hatte damit gerechnet. Sein linkes Bein flog hoch, Jane sah das Hindernis zu spät und stolperte.

Sie hatte soviel Schwung, daß sie sich nicht fangen konnte. Die Detektivin fiel lang zu Boden.

Sofort aber rollte sie sich herum, hörte den wilden Schrei des Kerls und sah den Schuh auf sich zukommen.

Ihre Arme fegten hoch, die Hände griffen zu, und bevor sie der Tritt treffen konnte, hatte Jane Collins den Fuß gepackt und drehte ihn herum.

Ireus knallte zu Boden.

Es dröhnte laut, als er auf die Holzplanken krachte. Aber seine affenartigen Arme bewegten sich mit solch einer Geschwindigkeit, daß es ihm ein Leichtes war, Jane zu packen.

Die Detektivin war wie eine Wildkatze. Sie rollte sich herum, und es gelang ihr, zwei Finger des Mannes zur Seite zu drehen.

Ireus schrie auf.

Er ließ los, und der Schmerz trieb ihm fast die Tränen in die Augen. Die Detektivin nutzte die günstige Gelegenheit, sprang auf und rannte durch die Tür.

Ihre Füße hämmerten auf dem Blech der Luke. Jane warf sich förmlich in die Öffnung zur Bar hinein. Sie wollte weg, doch sie schaffte es nicht einmal, die Schwelle zu überwinden.

Plötzlich waren da zwei Männer.

Stabile Kerle, gegen die Jane Collins rannte. Jane Collins erschrak, war einen Moment lang kopflos, und da wuchteten sie starke Arme wieder zurück.

Fangen konnte sich Jane nicht mehr. Aber sie wurde gefangen.

Von Ireus.

Auf einmal hatte er sie, und seine mächtigen Hände drückten Jane in die Knie.

»So«, keuchte er. »Jetzt wirst du dich wundern, meine Süße, denn mich überlistet man nicht umsonst.«

Jane warf den Kopf herum, ihre langen Haare flogen, und sie schaute von unten in das bösartig verzerrte Gesicht des Mannes.

Er hatte den Mund halb geöffnet, Geifer tropfte hervor und benetzte Janes Schulter.
Sie schrie…

***

Unten lauerte der Moloch!
Er war ein Untier, eine Mutation der Hölle. Er schmatzte und schlürfte, nicht Mensch, Tier, noch Dämon.
Ein Monster?
Vielleicht. Geboren, als der Teufel eine schwache Stunde hatte.
Ausgestoßen. Niemand wußte, wo er herkam. Gehaust hatte er in einsamen Tümpeln, bis der Leichenwäscher ihn fand.
Er nahm ihn mit.
Und der Moloch faßte Vertrauen. Dieser Mann redete mit ihm, nahm ihn ernst, so ernst, daß der Moloch Dankbarkeit zeigte und seine Kräfte in den Dienst des anderen stellen wollte.
Als er Ireus das mitteilte, da leuchteten die Augen des Mannes.
Er wußte schon, was sie gemeinsam unternehmen würden, wenn er erstarkt war. Flüsternd hatte er ihm seinen Plan erklärt. Der Moloch war einverstanden. Er tat alles, wenn er nur Leben bekam.
Junges Leben.
Frauen…
Zwei von ihnen hatte er getötet. Mädchen, noch nicht älter als 20.
Sie badeten in dem Tümpel, wo er hauste.
Er hatte ihnen keine Chance gelassen.
Und jetzt warteten sieben auf ihn.
Sieben Frauen!
Ihr Leben für seins.
Die Zeit war reif, und der widerliche Moloch stieß ein zufriedenes Schlürfen aus…

***

Trotz meiner Kopfschmerzen spürte ich den Druck auf der Stirn. In der Mitte, genau zwischen den Augen.
Ich schielte zur Seite.
Verschwommen sah ich etwas Schwarzes, Längliches und kam zu dem Entschluß, daß es sich nur um eine Waffe handeln könnte. Und der Druck, das war die Mündung.
Ich atmete tief ein.
Gleichzeitig hörte ich das Lachen, und eine hämische Stimme sagte: »Wieder wach, Bulle?«
So hatte ich das gern. Endlich wußte ich, daß ich mich nicht im Himmel befand. Die Engel hätten mich bestimmt nicht mit dem Wort Bulle begrüßt, und Engel haben auch keine so tiefe Stimme.
Ich schaute jetzt direkt hoch und in Costellos Visage.

Der Kerl kniete neben mir, hielt eine Pistole in der Hand und drückte mir die Mündung gegen die Stirn. Sein Finger lag dabei am Abzug, als hätte er Angst, daß ich ihm die Waffe abnehmen könnte.

Das war nicht drin, man hatte mich gefesselt.

Dies bereitete mir Sorge. Gefesselt an Händen und Füßen. Und das gar nicht mal schlecht. Wenn Costello mir die Stricke angelegt hatte, dann verstand er sein Handwerk. Ich würde mindestens eine halbe Stunde brauchen, um die Fesseln zu lösen.

Ich schielte an ihm vorbei und sah meinen Freund Bill Conolly.

Auch er lag am Boden, und er war ebenso gefesselt wie ich. In einem unterschieden wir uns jedoch. Bill befand sich noch im Stadium der Bewußtlosigkeit.

Dann fiel mir noch etwas auf. Das heißt, ich roch es. Ätzende Dämpfe berührten meine Nase und reizten die Schleimhäute auf gefährliche Art und Weise.

Ich hatte so etwas schon gerochen. Früher, im Chemieunterricht, wenn der Pauker behutsam und vorsichtig eine Flasche mit Schwefelsäure öffnete.

Schwefelsäure – chemische Formel H2SO4. Eine Säure, die alles Organische zerstört. Auch menschliche Zellen.

Ein schrecklicher Verdacht keimte in mir hoch, und Costello mußte wohl an meinem Gesicht abgelesen haben, was mit mir los war, denn er begann zu kichern.

»Ja, Bulle, es ist Säure, was du da gerochen hast. Sie wird dich und deinen Partner fressen.«

»Machen Sie das immer so?« fragte ich.

»Was?«

»Daß Sie Menschen in Säure auflösen.«

»Nein. Nur bei solchen, die wirklich spurlos verschwinden müssen. Die Reste, falls mal welche übrigbleiben, packe ich in die Urnen mit der Asche Verbrannter zusammen. Denn wer schaut sich schon solche Urnen an? Oder sieht hinein?«

Da hatte er recht. Dieser Kerl hatte eine teuflische Methode erfunden, um Menschen zu beseitigen. Grausam…

Erst ich, dann Bill…

So die Reihenfolge.

»Trotzdem werden Sie es nicht schaffen«, sagte ich.

Er zuckte zurück, und der Druck auf meiner Stirnmitte verschwand. »Wieso sollte ich es nicht schaffen?«

»Weil man weiß, wo wir hingegangen sind.«

»Na und? Wenn man mich fragt, dann seid ihr eben wieder gegangen. Und Reste wird man nicht finden, dafür sorge ich.«

»Unsere Wissenschaftler stellen Ihnen die ganze Bude auf den Kopf«, versprach ich dem Kerl. »Die finden was, glauben Sie mir.«

»Ach, du willst dich nur rausreden, Bulle. Auf solch eine Chance habe ich schon immer gelauert. Bisher war es mir nicht vergönnt gewesen, einen Bullen umzulegen. Nein, umlegen ist der falsche Ausdruck. Töten will ich dich. Auflösen…« Er kicherte.

Dieser Kerl war unberechenbar in seinem Haß. Ich mußte mich wirklich vorsehen.

Was heißt vorsehen. Ich war ja doch wehrlos.

Da klingelte das Telefon. Es stand zwar vorn im Geschäft, doch in der Stille hörten wir das Läuten bis hier in den Leichenwaschraum.

Costello zuckte zusammen. Er schaute mich an, als würde er von mir eine Antwort bekommen.

Ich gab ihm auch eine. »Das sind bereits meine Kollegen, die mich suchen!«

Er schaute mich mit einem undefinierbaren Ausdruck in den Augen an. Ich wußte nicht, ob er den Bluff geschluckt hatte.

Der Apparat klingelte weiter.

»Wollen Sie nicht abheben?«

Plötzlich grinste er. »Nein, Bulle, ich falle auf deine Tricks nicht herein. Woher willst du wissen, daß es deine Kumpane sind, die dich anrufen?«

»Wir haben eine Zeit verabredet.«

***

Sein Blick wurde lauernd. Er wollte etwas sagen, verschluckte die Worte jedoch, denn das Klingeln verstummte.

»Pech für dich«, sagte er schließlich. »Es hat nichts genutzt. Wenn es wirklich deine Kollegen waren, dann sollen sie ruhig weitersuchen.« Er streckte die Luger wieder weg. »Jetzt rettet dich nichts mehr, verdammter Bulle!«

Es wurde wirklich gefährlich, und ich merkte, wie sich meine Haut spannte. Auf einmal kam auch die Angst. Ich lag mit dem Rücken zur Wanne, konnte das Dampfen der Schwefelsäure nicht sehen, doch ich glaubte, daß der Geruch intensiver geworden war.

Was sollte ich tun?

Fieberhaft suchte ich nach einem Ausweg. Dieser Kerl war fest entschlossen, seine Drohung in die Tat umzusetzen. Wäre ich nicht so rasch aus meiner Bewußtlosigkeit erwacht, läge ich sicherlich jetzt schon in der Wanne, und mir täte nichts mehr weh. So verdankte ich mein Leben bisher der eisernen Konstitution.

Es sah böse aus.

Ennio Costello beugte sich wieder vor, um seine Hände um meine Schultern zu legen.

Da sagte ich: »Wenn Sie mich schon töten, dann möchte ich gern wissen, aus welchem Grund?«

Er zuckte zurück. »Weil du mir in die Quere gekommen bist.«
»Wobei?«
»Bei meinem Weg an die Spitze.«
»An die der Mafia?« höhnte ich. »Das glaube ich kaum, dazu haben Sie nicht das Format.« Jetzt provozierte ich ihn bewußt.
»Du täuschst dich, Polizist. Ihr alle täuscht euch. Lange genug habe ich die Drecksarbeit machen müssen.«
»Für Ihren Bruder?«
»Genau. Für meinen Bruder. Denn er ist der große Boß, hat sich immer aufgespielt. Ich mußte für ihn die Leichen verschwinden lassen. Er hat mich aus Neapel geholt und mir hier das Beerdigungsunternehmen aufgebaut. Dafür zahle ich nun. Ich stehe in seinem Schatten. Wenn von Costello gesprochen wird, dann immer nur von ihm. Nie von mir. Aber das wird sich ändern, das schwöre ich dir. Bald bin ich der große Boß. Bald, sehr bald…«
»Was hat das alles mit der Entführung des Mädchens zu tun?« wollte ich wissen. »Warum haben Sie es kidnappen lassen?«
»Ich nicht.«
»Sondern?«
»Ireus ist allein dafür verantwortlich. Durch ihn komme ich an die Macht. Wir beide werden in der Unterwelt regieren, und wir haben einen mächtigen Helfer.«
»Wen – den Satan?«
»Vielleicht auch ihn. Aber Ireus hat einen anderen, den Moloch!«
Endlich zeichnete sich eine Verbindung zu dem Monster ab, das Shao beschrieben hatte.
Der Moloch!
Was war er, wo kam er her?
»Du kennst ihn nicht, wie?« fragte Costello.
»Nein.«
»Wo er herkommt, weiß ich auch nicht. Aber ich habe ihn hier versteckt. Und Ireus hat ihn mitgenommen. Er ist mit ihm auf Tour gegangen, hat die Mädchen mit den langen, blonden Haaren gesucht und auch gefunden. Denn Mädchen braucht er, der Moloch. Er wird erstarken. Durch die Kraft der Blondinen wird er stark werden. Sieben Mädchen. Sieben Leben, die ihm gehören.«
»Was macht er mit ihnen?«
»Er nimmt ihnen die Lebenskraft.«
»Also töten?«
»Ja.«
Jetzt wußte ich genau, welches Schicksal Jane Collins bevorstand.
Und ich konnte nichts tun.
Verdammt, auch…
»Und wo steckt sie?« fragte ich.

Costello schüttelte den Kopf. »Das werde ich dir nicht verraten. Du sollst in dem Bewußtsein der Hilflosigkeit sterben. Es gibt keine Chance mehr für dich und deinen Kollegen.«

»Wird dir der Moloch gehorchen?«

»Indirekt, denn er hört auf Ireus. Dieses Monster ist ihm Untertan, und Ireus ist mein Mitarbeiter. Er tut das, was ich ihm sage. Und der Moloch ist unbesiegbar. Wenn man auf ihn schießt, dann wird er die Kugeln fressen. Sie machen ihm nichts aus. Ich setze mich an die Spitze der Mafia. Zudem bin ich nicht allein. Es gibt in London Menschen, die den Moloch verehren, die ihn für ihren Götzen halten. Sie treffen sich heute abend zu einer Feier des Schreckens und sehen zu, wie der Moloch erstarkt.«

Ja, er würde erstarken, wie ich die Lage sah. Denn unsere Chancen, dies zu verhindern, waren verdammt gering.

Ich hatte während des Gesprächs versucht, meine Fesseln zu lockern. Das war mir nicht gelungen. Ich konnte zwar die Hände drehen, aber die Schlaufen und Knoten waren so raffiniert angelegt, daß ich sie nicht aufbekam.

Dieser Costello verstand sein Handwerk.

»Und jetzt rettet dich nichts mehr, Bulle!« sagte er mir ins Gesicht, wobei seine Stimme vor Haß klirrte.

»Wollen Sie es sich nicht noch mal überlegen?« fragte ich. »Ich könnte ein gutes Wort für Sie einlegen. Wenn Sie gegen Ihren Bruder aussagen und dabei den Kronzeugen spielen, werden Sie längst nicht so schlimm bestraft.«

»Nein, verdammt noch mal. Nein!« schrie er.

Da wußte ich endgültig, daß meine Lebensuhr langsam ablief. Er ging um mich herum. Mich vom Rücken her unter beide Achseln zu fassen, war bequemer.

Ich spürte seine Hände, machte mich schwer, wurde aber trotzdem angehoben.

Mein Sichtfeld war jetzt frei. Ich konnte einen Blick auf Bill Conolly werfen und sah, wie er sich bewegte.

Bill war aus der Bewußtlosigkeit erwacht.

Er lächelte mir knapp zu.

Sah er noch eine Chance? War es ihm vielleicht gelungen, die Fesseln zu lösen?

Ich konnte nur hoffen…

Inzwischen schleifte mich Costello auf die Wanne zu. Meine Hacken kratzten über den Boden, der ätzende Säuregeruch wurde stärker. Ich wagte kaum zu atmen, denn ich spürte das Brennen und Kratzen auf den Schleimhäuten.

Dann ließ Costello mich fallen.

Ich befand mich bereits so dicht an der Wanne, daß ich mit dem

Hinterkopf gegen den Stein schlug.

Ein Blitz zuckte vor meinen Augen auf. Sekundenlang drohte mir eine erneute Bewußtlosigkeit. Ich schaffte es, erfolgreich dagegen anzukämpfen.

»So, und nun zum Schluß«, sagte Costello und hievte mich abermals hoch. Er drehte mich dabei herum, so daß ich auf die Wanne schauen konnte. Ich sah die wabernden Säuredämpfe über dem Rand und wehrte mich mit aller Kraft.

Ich schleuderte meinen Körper herum, zog die Beine an, stemmte mich ab und trat dem Kerl gegen die Kniekehlen.

Wütend brüllte er auf.

Dann zog er seine Waffe.

»Verdammter Bulle!« zischte er und hieb mit dem Lauf zu.

Er traf meinen Nacken.

Ich zuckte zusammen, spürte den Schmerz und gleichzeitig die Apathie, die meinen Körper ergriff.

Ich wurde nicht bewußtlos, aber mir war alles egal. Jede Bewegung geschah in Zeitlupe. Ich rutschte wieder zu Boden, und der Kerl fing mich ab.

»Jetzt rettet dich nichts mehr!« sagte er und hievte mich hoch…

***

Jane hatte ihre Strafe erhalten.

Ireus war wie von Sinnen gewesen. Er hatte kein Messer genommen, sondern den Totschläger.

Vielleicht hätte er sich völlig vergessen, wenn nicht Charity und die anderen dazwischengefahren waren.

Jane hörte sie schreien. »Laß sie. Sie ist noch neu, sie kennt das Spiel nicht.«

Ireus hörte tatsächlich auf. Er fuhr herum und starrte den Mädchen aus blutunterlaufenen Augen ins Gesicht. Er bewegte seine Kiefer, als würde er irgend etwas zermalmen, dann nickte er und steckte die Waffe weg.

Drei Mädchen zogen Jane Collins auf die Beine. Ein viertes kam mit einem angefeuchteten Lappen.

Der Detektivin ging es schlecht. Sie konnte kaum Luft holen.

Rippen und Lungenflügel schmerzten, zudem war ihre Unterlippe aufgeplatzt, aber sie lebte. Das war am wichtigsten.

Mandy hielt den Lappen. »Halt mal still«, sagte sie und wischte Jane das Blut von der Lippe.

Die Detektivin zuckte. Es war eine merkwürdige Situation. Hier wurde sie verarztet, obwohl sie wußte, daß sie bald sterben sollte.

Alles kam ihr so unwirklich vor, als würde sie die Welt nur durch einen Schleier sehen.

Grauenhaft…

Sie spürte die Kühle einer Flüssigkeit auf der Haut und merkte, wie gut das tat.

»Gib mal einen Schluck«, sagte Charity.

Jemand ließ Whisky in ein kleines Glas laufen und setzte es Jane an die Lippen.

Jetzt trank die Detektivin einen Schluck. Der Whisky rann scharf die Kehle hinab und breitete sich im Magen mit einer angenehmen Wärme aus.

»Endlich wirst du vernünftig«, hörte sie Charitys Stimme, während Janes Augen in Tränen schwammen.

»Noch einen Schluck?«

»Nein.«

Ireus stand an der Tür und schaute zu. Hin und wieder warf er einen Blick auf die Bodenklappe. Der Moloch in seinem Verlies war schon unruhig geworden.

Er bewegte sich hin und her, schlürfte, schmatzte und keuchte. Er kratzte am Deckel, konnte es kaum erwarten, die sieben jungen Leben zu bekommen.

»Es reicht«, sagte Ireus.

Die Mädchen traten zurück. Jane Collins wurde losgelassen.

Auch jetzt noch fiel es ihr schwer, sich auf den Beinen zu halten. Sie schwankte, atmete tief durch und schaffte es, ihren Kreislauf zu stabilisieren.

Ireus deutete auf den Durchgang. »In die Bar mit dir!«

Jane Collins ging vor. Sie hielt den Kopf gesenkt. Wie ein Vorhang fiel das lange Haar über ihr Gesicht. Obwohl sie Slip und BH trug, fühlte sie sich nackt.

Jane schämte sich unter den Blicken.

Ihre Knie waren weich, sie zitterten, die Lippen bebten, die Muskeln im Gesicht zuckten.

So geht eine Todeskandidatin, dachte sie.

Als sie über die Klappe schritt, wurde unter ihr das Keuchen und Schmatzen lauter. Der Moloch schien zu merken, daß ein Opfer gar nicht weit entfernt war.

Er wurde noch unruhiger.

Jane machte zwei schnelle Schritte und ließ die Luke hinter sich.

Dann betrat sie die Bar.

Es war ein mieser Neppschuppen. So wie sich der Mann vom Lande ein sündiges Haus vorstellt. Rotes Licht, eine Bartheke in Form eines Hufeisens, mehrere kleine Tische mit winzigen Sesseln davor und eine kreisrunde Tanzfläche. Sie wurde von der Decke her angestrahlt. Rotes Licht fiel auf das Glas.

Nach zwei Schritten blieb Jane Collins stehen. Sie sah plötzlich die

Gestalten, die Diener des Molochs…

Die Detektivin hatte damit gerechnet, Typen in langen Umhängen oder Talaren zu begegnen, doch sie sah sich enttäuscht.

Statt dessen trugen die Diener des Molochs elegante Abendkleidung. Smokings oder dunkle Anzüge die Herren. Lange Kleider die Damen. Schmuck glitzerte im Licht der kleinen Scheinwerfer, warf blitzende Reflexe. Die Gesichter der Menschen waren maskenhaft starr, als sie Jane Collins anschauten.

Plötzlich vergaß Jane ihr Schicksal. Sie dachte darüber nach, was solche Typen dazu verleitete, einem Monster wie dem Moloch zu dienen. Sie alle sahen völlig normal aus, schienen Geld zu besitzen, denn der Schmuck war keine Imitation.

Jane konnte nur raten. War es die Übersättigung der Gesellschaft? Das Ausbrechen aus den normalen Bahnen? Ein Spiel mit der Gefahr, mit dem Ungewöhnlichen? Wollten sie die Hölle herausfordern? Diese Kulte waren in letzter Zeit sehr modern geworden. Das wußte Jane. Uralte Rituale längst vergessener Kulturen wurden wieder ausgegraben und ins Leben zurückgerufen.

Die moderne Gesellschaft, die in der Übertechnisierung lebte, suchte wieder das Geheimnisvolle, das Rätselhafte, der Teufel kam mit ins Spiel, wurde angebetet.

Eine schlimme Entwicklung, denn auf der Erde gab es genügend Probleme, die nicht gelöst waren, aber darum kümmerten sich diese Menschen nicht. Obwohl sie das Geld hatten, einen kleinen Beitrag zu leisten, lagen ihre Interessen woanders.

Sie wollten etwas Neues erleben, wollten sich selbst bestätigt fühlen und gingen dabei über Leichen.

Eine schlimme Entwicklung…

Diese Gedanken gingen Jane durch den Kopf, als sie nach links schaute und die blassen Gesichter sah.

Sie leuchteten wie Fratzen, hin und wieder zuckte ein Reflex über die Haut.

Ihre Blicke saugten sich an Janes Körper fest. Stimmen wisperten im Hintergrund.

»Das ist sie – das ist die erste…«

»Sie sieht hübsch aus, nicht?«

»Ja, der Moloch will nur Hübsche…«

Lachen.

Dann kam Ireus. Und sofort verstummten die Gespräche. Dem Mann folgten die anderen sechs Frauen.

An der Spitze ging Charity.

Jane wandte ein wenig den Kopf, schaute Charity an, doch die hatte den Blick gesenkt. Die Detektivin spürte, daß das Girl Angst hatte. Angst vor der Zukunft.

Ireus wies die Frauen ein. »Stellt euch vor der Bar auf«, sagte er, und die Girls gehorchten.

In einer Reihe blieben sie stehen.

Ireus war zufrieden.

Fehlte nur noch eine.

Jane Collins!

»Du«, sagte er und wies mit dem Finger auf Jane. »Du gehst auf die Tanzfläche und bleibst dort!«

Jane dachte an die Schläge, die sie erhalten hatte. Es war besser, wenn sie gehorchte.

Mit langsamen Schritten ging sie auf die Tanzfläche zu und blieb in deren Mitte stehen.

Sie wandte den Dienern des Molochs den Rücken zu und spürte die Blicke förmlich auf ihrer nackten Haut brennen. Eine Gänsehaut rieselte über den Körper. Sie fröstelte.

Es wurde still. Selbst die Diener des Molochs wagten kaum zu atmen. Jeder wartete auf sein Auftauchen.

Und er kam.

Noch war er nicht zu sehen, aber zu hören. Ein Schmatzen und Schlürfen, Hecheln und Keuchen, das Klatschen nackter Füße auf dem Boden, ein drohendes Knurren, dann erschien er.

Ein gewaltiger Schatten tauchte in der Türöffnung zum Nebenraum auf. Eine immense Bestie, die nicht durch die Tür paßte und sich deshalb bücken mußte.

Der Schatten wurde länger, verzerrte sich, als er seinen Oberkörper nach vorn beugte, und dann stand er im Raum.

»Der Moloch«, flüsterte eine Frau beinahe andächtig.

Ja, es war der Moloch.

Er drehte sich, blickte zur Tanzfläche hin und hatte nur Augen für Jane Collins.

Das erste Opfer.

Jane schaute nicht zur Seite, sie sah den Moloch an, und sie erschrak bis ins Mark vor dessen Scheußlichkeit.

Nein, von dieser Bestie durfte sie keine Gnade erwarten. Nur eins – den Tod…

***

Bill Conolly verzog das Gesicht, als Costello mit dem Waffenlauf zuschlug. Der Reporter sah mich zusammenbrechen, und der Hoffnungsfunke, den er bis jetzt noch gehabt hatte, erlosch jäh.

Costello würde Sieger bleiben.

Bill wollte aber nicht sterben. Noch dachte der Kerl daran, nur John in die Wanne mit Säure zu werfen, auf ihn, Bill, achtete er nicht. Er glaubte ihn noch immer in tiefer Bewußtlosigkeit.

Aber der Reporter war wieder da. Zwar mit schmerzendem Schädel, doch er konnte sich bewegen.

Und er nutzte es aus.

Bill rollte sich auf Costello zu, der dabei war, mich hochzuhieven, um meinen Körper dann über den Wannenrand zu wuchten.

Plötzlich bekam der Reporter Angst, es nicht mehr zu schaffen.

Er beeilte sich noch mehr, rollte sich immer wieder um die eigene Achse und war fast da.

Costello keuchte. Er hatte mit meinem Körper zu tun. Da er selbst so schwer atmete, hörte er auch nicht die Geräusche, die Bill Conolly verursachte.

Dann war der Reporter so nah, daß er die Beine anziehen konnte.

Bill strengte sich an. Er wollte dem Kerl beide Füße in den Rücken rammen, damit er in die Wanne fiel. Hier ging es jetzt auf Leben und Tod, Rücksicht war fehl am Platze.

Ennio Costello schien einen sechsten Sinn für Gefahr zu besitzen.

Genau in dem Augenblick, als Bill zutreten wollte, kreiselte er herum. Instinktiv drehte er sich dabei ein wenig, und so traf ihn der Tritt nicht voll, sondern nur an der Seite. Er wurde zwar zurückgestoßen, konnte sich jedoch mit der rechten Hand am Wannenrand abstützen.

Bevor Bill ein zweites Mal seine gefesselten Beine nach vorn wuchten konnte, reagierte Costello.

Wütend brüllte er auf und warf sich auf den Reporter zu. Er vergaß seine Kaltblütigkeit in diesen Augenblicken, und das war Bill Conollys Glück.

Mit beiden Fäusten drosch Costello auf den Reporter ein. »Du verdammter Hund!« schrie er. »Du Bastard! Ich werde es dir zeigen. Da, da, da!«

Bill hatte seine gefesselten Arme hochgerissen, und es gelang ihm, einen Großteil der Schläge abzuwehren. Er versuchte gleichzeitig, sich aus der unmittelbaren Reichweite des Mannes zu rollen.

Da Costello mit Bill beschäftigt war, bekam ich die Zeit, mich zu erholen.

Der letzte Schlag hatte mich zwar empfindlich getroffen, mich aber nicht mattgesetzt. Ich spürte, wie meine Kräfte zurückkehrten, wie ich wieder klar denken und auch handeln konnte.

Ich lag neben der Wanne. Nach dem Hieb war ich daran heruntergerutscht. Mein Gesicht berührte den Boden, und ich roch das scharfe Putzmittel, mit dem die Fliesen abgewaschen worden waren.

Irgendwie machte mich dieser Salmiakgeruch munter. Ich hörte die Kampfgeräusche und das wilde Schreien des Mafioso.

Ich rollte mich auf die Seite.

Bill hatte es schwer. Er versuchte sich verzweifelt gegen die harten Schläge des Mannes zu wehren, erzielte auch einigen Erfolg, aber auf

die Dauer konnte er das nicht durchhalten.

Ich mußte ihm helfen.

Nur – wie?

Im Kino hatte ich mal gesehen, wie sich der Held blitzschnell entfesselte.

Das ging bei mir nicht.

An meine Beretta konnte ich auch nicht, denn die Arme waren mir auf dem Rücken gefesselt.

Ich mußte praktisch mit meinem gesamten Körper kämpfen.

Ich lag auf der Seite, holte tief Luft, und dann versuchte ich es.

Alle Kraft nahm ich zusammen, wuchtete mich hoch, es klappte tatsächlich. Und dann stolperte und flog ich auf die beiden Kämpfenden zu.

Bremsen konnte ich nicht. Voll krachte ich gegen Ennio Costello, schleuderte ihn von Bill weg, gleichzeitig auch zu Boden, und ich fiel über ihn.

Der Kerl stieß ein undefinierbares Geräusch aus, wuchtete sich hoch und machte den Rücken krumm. Ich fiel herunter und rollte wieder auf die Seite.

Costello sprang auf. »Seid ihr denn nicht umzukriegen, ihr verdammten Hunde!« brüllte er.

Er hastete zur Seite, so daß er aus unserer Reichweite kam. Jetzt zog er seine Pistole.

»Ein Säurebad hatte ich euch versprochen!« schrillte er, und seine Augen glitzerten vor Haß. »Ein Säurebad werdet ihr auch bekommen, aber als Tote. Das ist mir egal. Ich lege euch um!«

»Halten Sie ein!« schrie ich. »Wir können noch…«

Es hatte keinen Zweck. Der verdammte Kerl war wahnsinnig. Er schüttelte den Kopf, die Luger in seiner rechten Hand pendelte sich einmal auf mich ein, dann auf Bill.

Wem würde er zuerst die Kugel verpassen?

Ich sah einen alten Holzstuhl in Reichweite und trat gegen ihn.

Das Möbelstück kippte um und schlitterte auch auf den Kerl zu, doch der wich mit einem beinahe elegant aussehenden Sidestep zur Seite, so daß der Stuhl an ihm vorbeirutschte.

»Idioten!« schrie er. »Ich hätte euch für besser gehalten. Ihr dummen Bullen!«

Wieder zielte er auf Bill. Er würde schießen, ich merkte es, doch dann schwang die Luger herum.

»Nein, du zuerst!« Er drückte ab.

Ich schaute in das Mündungsfeuer hinein, hörte den Abschuß, wartete auf den Einschlag in der Brust, doch Costello hatte in seiner Aufregung nicht richtig gezielt.

Die Kugel sirrte neben meiner Hüfte gegen die Kacheln und sauste als

Querschläger davon.

Ich rollte mich zur Seite.

Dadurch verfehlte mich die zweite Kugel.

Costello brüllte, wieder krachte ein Schuß, und dann hörte ich einen gellenden Schrei…

***

Plötzlich wuchtete eine Gestalt durch die Tür. Ein Schatten, blitzschnell und nicht zu stoppen.

Suko!

Im Bruchteil einer Sekunde übersah er die Situation, und dann stieß er sich ab.

Suko, der Karatemeister, den ich wegen seiner gewaltigen Kraftsprünge immer bewundert habe, fegte auf den Mafioso zu. Bevor dieser die Hand mit der Waffe herumreißen konnte, hatte Suko ihn erreicht. Und dann traf ein mörderischer Tritt die Schulter des Gangsters.

Costello hatte dem nichts entgegenzusetzen. Er flog quer durch den Waschraum, schrie und krachte gegen die Wand.

Benommen blieb er liegen.

Suko jagte auf ihn zu.

Costello schaute dem Chinesen, der für ihn ein rächender Geist sein mußte, aus großen Augen entgegen, und irgendwie mußte er merken, daß alles verloren war, daß er es nicht mehr schaffen konnte.

Bei ihm riß der Faden.

Bevor Suko es noch verhindern konnte, drehte er seine rechte Hand, zielte mit der Pistolenmündung auf seine Brust und drückte ab.

Der letzte Schuß schien besonders laut nachzuhallen, aber das war wohl nur Einbildung. Auf jeden Fall sackte Costello zusammen, und sein dunkler Anzug färbte sich in Höhe der linken Brustseite langsam rot. Die Waffe rutschte ihm aus der Hand und blieb neben ihm liegen.

Suko stoppte gerade noch seinen rasanten Lauf. Er schaute in die langsam brechenden Augen.

Diesem Mann war nicht mehr zu helfen.

»He!« rief ich. »Willst du uns nicht endlich losschneiden, du alter Ganove, du?«

»Klar.«

Suko zog ein Messer und säbelte die Stricke durch. Zuerst bei mir, dann bei Bill.

Ich zog mich an der Kante des Tisches, auf dem auch die Leichen lagen, hoch.

Dann wankte ich zu Costello.

Ja, es war ein Wanken, denn die verdammte Fesselung machte sich jetzt bemerkbar.

Costello war noch nicht tot, aber das Jenseits hatte bereits seine Schleier ausgeschickt, die ihn umwoben. Lange würde er es nicht mehr machen. Und noch immer wußten wir nicht, wo sich Jane Collins befand.

Ich fiel neben Costello auf die Knie.

Er hatte seine linke Hand jetzt auf die Wunde gepreßt. Nicht nur zwischen seinen Fingern sickerte es rot hindurch, ich sah auch im rechten Mundwinkel einen Blutstropfen blitzen.

Wahrscheinlich war auch die Lunge in Mitleidenschaft gezogen worden.

»Costello! Hörst du mich!«

Er schlug die Augen auf. Sein Blick wurde auf einmal klar. »Was… was ist?«

»Wo befindet sich Jane Collins? Du wirst bald vor einem anderen Richter stehen. Erleichtere dein Gewissen, du mußt uns sagen, wo sich Jane Collins aufhält! Bitte…«

»Ich… ich …«

»Sag es, Costello!«.

»Mein Bruder… er soll nicht …«

»Wo ist sie…?«

Der Ausdruck in seinen Augen verschleierte merklich. Mit ihm ging es unaufhaltsam dem Ende zu. Nur noch ein paar Sekunden benötigte ich.

»Wo?«

»Red Light. Ich kann euch nicht… der Moloch wird sie fressen. Der Moloch …«

Das war sein letztes Wort. Ein schwerer Atemzug, vergleichbar mit einem Seufzer, drang noch über seine Lippen, dann wurde sein Körper schlaff.

Ennio Costello war tot. Der Mann, der immer nur die schmutzige Arbeit gemacht hatte, hatte sich selbst gerichtet.

Ich drückte ihm die Augen zu.

Mehr konnte ich nicht tun.

Bill und Suko standen neben mir. Ich hatte sie gar nicht gesehen.

Der Reporter rieb sich die Handgelenke. »Und?« fragte er.

»Vielleicht weiß ich, wo Jane steckt.«

»Und?«

»In einer Bar, die wohl seinem Bruder gehört.«

»Du hast den Namen?«

»Ja.«

»Und? Mensch laß dir doch nicht jedes Wort aus der Nase ziehen, zum Henker.«

Ich winkte ab. Dann bedankte ich mich bei Suko für die Rettung.

Wieder einmal, denn er und Bill hatten mich erst vor kurzer Zeit

noch aus dem Atlantik geborgen.
»Red Light heißt der Schuppen.«
»Nichts wie hin«, sagte Bill.
»Nein, so sehr wollen wir nichts überstürzen.«
»Aber dann kann es zu spät sein.«
»Das weiß ich selbst. Hör zu, Bill. Dieser Moloch ist mit den Mädchen nicht allein. Wir müssen außerdem noch mit Ireus als Gegner rechnen und mit einer Menge Leute, die sich als seine Diener bezeichnen. Jeder einzelne wird ein Todfeind von uns sein. Denk daran.«
»Woher weißt du das?«
»Als du bewußtlos warst, hat Costello alles in seinem Triumph erzählt. Deshalb plädiere ich für einen Großeinsatz. Aber eine geheime Aktion. Wir lassen den Nachtclub von Polizisten umstellen und dringen selbst ein. Falls wir die Sache nicht unter Kontrolle bekommen, müssen die Beamten eingreifen.«
Bill schaute Suko an. »Was meinst du?«
Der Chinese nickte. »John hat recht.«
Ich schlug den beiden auf die Schultern. »Dann kommt, Freunde. Jetzt geht es wirklich um jede Minute.«

***

Seine Haut schimmerte jetzt nicht mehr bläulich weiß, sondern leicht rot. Die Bestie wurde vom Licht der Scheinwerfer angestrahlt, und Jane glaubte ihren Augen nicht zu trauen.
Der Moloch war nicht mehr nackt.
Er trug einen dunklen Anzug, der wie ein Smoking geschnitten war, und ein weißes Hemd darunter mit Stehkragen. Über seine Schultern hatte er einen Mantel geworfen, wie ihn einst Christopher Lee in seinen Dracula-Filmen getragen hatte. Nur unterschied er sich von dem Filmschauspieler gewaltig.
Der Moloch sah schrecklicher aus.
Vor allen Dingen sein Schädel war es, der Angst und Schrecken einflößte. Er war mit Beulen übersät. Sie standen wie kleine, breitgeklopfte Kugeln von der Schädeldecke ab. Sie wuchsen auch noch auf der breiten affenähnlichen Stirn, und einem Affen glich auch das Gesicht des Molochs. Tief lagen die Augen in den Höhlen, die Nase war völlig flach, und den Mund konnte man als Loch bezeichnen.
Er stand halb offen, und Jane sah das Schimmern von zwei Zahnreihen. Jedoch keine spitzen Zähne oder einzeln wachsende, sondern eine gleichmäßig durchlaufende Reihe.
Von dem fliehenden Kinn hingen ein paar wenige Barthaare herab, deren Enden den Knoten der Krawatte berührten.
Eigentlich eine lächerliche Figur, aber verdammt gefährlich.
Als er sich an Jane Collins satt gesehen hatte, breitete er seine Arme

aus und damit auch den Mantel. Jetzt sah Jane, daß er in der rechten Hand einen Stab trug, dessen oberes Ende seltsam grünlich schimmerte. Als wäre es aus durchsichtigem Glas, in dessen Kuppe man Nebel gefüllt hatte.

Die Hände waren normal. Jane sah die zehn Finger, und fünf davon umklammerten den Stab.

Der Moloch schaute seine Diener an. Und als die Blicke über die Menschen glitten, beugten die ihre Oberkörper nach vorn und verneigten sich vor dem Moloch.

Er war ihr Götze. Er gehörte ihnen.

Ireus kam vor. Er hatte sich wieder seinen Zylinder aufgesetzt und wirkte wie ein Zauberer, was er im Endeffekt auch war. Ein Zauberer des Bösen…

Ireus sprach. »Er ist gekommen, um mir und um euch die Macht zu geben. Wenn er die sieben Leben in sich aufgenommen hat, wird seine Kraft so stark sein, daß ihn nichts mehr besiegen kann, denn er hat einen großen Verbündeten – den Satan!«

Ehrfurchtsvolles Schweigen nach diesen Worten. Dem Satan diente jeder gern, denn sie alle hatten dem Guten abgeschworen und sich dem Bösen zugewandt.

Satan sollte siegen – der Moloch sollte siegen.

»Noch ist er schwach«, rief Ireus mit lauter Stimme, »aber ihr, die ihr ihm die Frauen besorgt habt, könnt bald stark sein. Ihr werdet London beherrschen, niemand kann euch etwas antun, denn der gewaltige Rächer schützt euch, Freunde.«

Was hatte Jane da gehört? Die Diener hatten die Mädchen herbeigeschafft?

Das durfte doch nicht wahr sein.

Ireus fuhr fort. »Vor einem Jahr wurde all das vorbereitet. Ihr habt mir die Namen der Opfer genannt, ich habe sie weitergegeben, und mächtige Freunde, Herrscher der Unterwelt, haben diese Mädchen präpariert. Sie sind bereit, sie schreckt der Tod nicht mehr, denn sie tun euch einen Gefallen, indem sie ihr Leben für euch hingeben. Ihre Seele, ihre Jugend. Und der Moloch erstarkt.«

Das wollte einfach nicht in Janes Kopf hinein. Vielleicht hatten die Teufelsdiener sogar ihre eigenen Verwandten verraten, um dem Moloch dienlich zu sein.

Schlimm. So schlimm, daß man gar nicht darüber nachdenken sollte. Wieder einmal erlebte Jane Collins, wie grausam und wie schlimm Menschen doch sein können.

Der Mensch war manchmal schlimmer als ein Tier. Man konnte dem Moloch nicht einmal einen Vorwurf machen, er war kein denkendes Wesen, er lebte nur seinen Trieben entsprechend, aber die anderen, die konnte man dafür verantwortlich machen.

Ireus an erster Stelle.

Er hatte das Monster geleitet, hatte ihm überhaupt die Chance gegeben, so etwas zu tun.

Der Mann ging vor und legte seine Hand auf die Schulter des Molochs. »Er freut sich, das hat er mir gesagt. Und er wird euch das geben, wonach ihr lechzt.« Ireus schaute sich um. »Genug«, sagte er, »zündet die Kerzen an.«

Nach diesen Worten verschwand er.

Der Moloch blieb allein zurück. Noch immer schaute er auf Jane.

Minuten vergingen. Eine Zeitspanne, die von den Dienern des Molochs genutzt wurde.

Sie holten etwas hervor.

Schwarze Kerzen – die Farbe der Hölle…

Sie stellten sie auf die Tische, Zündhölzer wurden angerissen, flackerten auf, Flammen berührten die Dochte, die sofort Feuer fingen und brannten.

Dann verlöschte das Licht.

Schlagartig gingen die Lampen an den Wänden aus. Nur noch die Kerzen brannten – und die rote Lampe an der Decke, die Jane Collins mit ihrem Schein übergoß.

Die Detektivin kam sich vor wie auf einer Insel. Sie schauderte zusammen und preßte unwillkürlich die Arme gegen den Körper.

Als der Moloch sich bewegte, erschrak sie. Er ging zur Seite, nahm den Stab und deutete auf Charity.

Das grüne Glühen wurde intensiver, erreichte Charitys Gesicht und ließ es seltsam fahl aussehen.

Das Mädchen wußte, was es zu tun hatte. Charity ging langsam vor und steuerte die Tanzfläche an. Es betrat sie, und sofort wurde auch ihr fast nackter Körper vom roten Licht gestreift.

Neben Jane blieb sie stehen.

»Was will der von dir?« flüsterte die Detektivin.

»Von mir ist gut. Von uns beiden, Kindchen. Er will uns beide haben. Wahrscheinlich hat ihm das Ireus eingeflüstert, dieser verdammte Hundesohn.«

Charity schien auch nicht mehr auf seiner Seite zu stehen. Aber das hatte sie eigentlich nie, sie war nur im Laufe ihres Lebens verdammt illusionslos geworden.

Jane schaute sie von der Seite her an.

Charity war nicht unbedingt als Schönheit zu bezeichnen, dafür wies ihr Gesicht bereits zu harte Linien auf. Spuren eines Lebens, das wirklich kein Zuckerschlecken gewesen war. Ihre Wangen waren eingefallen, etwas spitz stach die Nase hervor, der Mund wirkte verkniffen.

»Verdammt«, wisperte sie. »Jetzt möchte ich in den Highlands von

Schottland sein, aber ich mußte ja meine Heimat verlassen. Mir war es da zu einsam. Das ist die Quittung.« Sie schluckte hart, und Jane sah tatsächlich in ihrem Augenwinkel eine Träne glitzern.

Wenig später erschien Ireus. Wahrscheinlich hatte er das Licht ausgedreht. Seine Augen funkelten. Ihm gefiel die Szene. Das flackernde Kerzenlicht, dessen Reflexe über die Gesichter der Menschen tanzten und dabei eine unheimliche Atmosphäre schufen.

Ireus war irritiert. Er wunderte sich darüber, daß zwei Mädchen auf der Fläche standen.

»Du willst beide?« fragte er.

Der Moloch nickte.

Ireus lächelte. »Es ist deine Sache.« Dann wandte er sich an die Diener. »Wenn der Moloch das junge Leben dieser Frauen in sich aufgesaugt hat, werdet ihr ihm seine Referenzen erweisen.«

Zustimmung wurde laut.

Ireus nickte zufrieden. »Dann geh und vollende dein Werk, das ich begonnen habe«, wies er den Moloch an.

Der setzte sich in Bewegung. Schwerfällig schritt er auf die Tanzfläche zu. Er warf mit seinem langen Mantel einen Stuhl um. Laut durchbrach das Geräusch des fallenden Stuhls die erwartungsvolle Stille.

Jetzt würde es nur noch Sekunden dauern. Dann demonstrierte der Moloch seine Stärke.

Er erreichte die Tanzfläche. Noch einen kleinen Schritt, und er stand vor den beiden Frauen.

Wuchtig ragte er in die Höhe. Wenn Jane sein Gesicht sehen wollte, mußte sie hochschauen.

Sie zitterte.

Langsam hob der Moloch seinen grünen Stab.

Die Detektivin spürte die gefährliche Aura, die von diesem Stab ausging. Er mußte eine große Macht besitzen, schon seine Nähe strahlte Kälte aus.

Der Moloch pendelte mit dem Stab zwischen den beiden Frauen hin und her.

Wer würde als erste an der Reihe sein?

Da – jetzt kam er zur Ruhe!

Er wies auf Charity!

***

Die Red Light Bar lag in einer Gegend, die Polizisten nur in Doppelstreifen durchquerten. Es war wirklich finsterstes Soho. Enge Straßen, schmale Häuser, auch keine Touristen. Sie verirrten sich nicht in diese kalte, brutale Unterwelt. Sie schienen die unsichtbare Grenze zu spüren, die sich da aufgetan hatte.

Wir kümmerten uns nicht darum. Den Bentley hatte ich in der Yard-Garage gelassen und war mit einem Streifenwagen bis dicht vor das Ziel gefahren.

Den Rest gingen wir zu Fuß.

Wir, das waren Bill Conolly, Suko und ich.

Ich hatte es kraft meines Sonderausweises geschafft, die Kollegen auf die Beine zu bringen. Das ging innerhalb einer Viertelstunde.

Alarmplan eins war in Kraft getreten.

Dann eine Lagebesprechung. Der zuständige Einsatzleiter hatte schnell begriffen und seine Männer verteilt. Wir mußten ein schlimmes Viertel umstellen, von dem ich so rasch gar keine Pläne bei der Stadt auftreiben konnte, deshalb war damit zu rechnen, daß es zahlreiche Verbindungsgänge zwischen den einzelnen Häusern gab.

Schlupflöcher, durch die unsere Gegner verschwinden konnten.

Was war zu tun?

Abriegeln.

In den Nebenstraßen hielten sich die Männer auf. Einige hatten ihre Uniformen ausgezogen, andere wiederum patrouillierten in Zweierstreifen völlig offen herum.

Nichts roch nach einer Razzia, alles sah so normal aus, und ich hoffte, daß niemand Verdacht schöpfte.

Dann bogen wir in die Straße ein, wo auch die Red Light Bar lag.

Es war mehr eine Gasse, sie hatte gar keinen Namen. Gehsteige fehlten ebenfalls, und so mußten wir über das holprige Kopfsteinpflaster schreiten.

Hatte am Tag noch die Sonne geschienen, so war es jetzt doch ziemlich kühl geworden. Unsere Atemwolken standen als heller Nebel vor den Lippen.

Das kühle Wetter hatte auch das lichtscheue Gesindel in die Bars zurückgetrieben, von denen es zahlreiche gab. Miese Schuppen mit noch mieseren Gästen. Meistens abgetakelte Dirnen, die woanders keinen Penny mehr verdienen konnten.

Und ausgerechnet solch ein Lokal hatten sich die Diener des Molochs als Treffpunkt ausgesucht.

Eine einsame Laterne brannte noch. Direkt daneben befand sich eine Bar.

Aus ihr strömten zwei farbige Mädchen, die drei Weiße im Schlepptau hatten. Sie torkelten auf die gegenüberliegende Seite und verschwanden in einer schmalen Einfahrt.

»Die werden jetzt ausgenommen«, meinte Bill.

Da hatte er recht. Aber uns blieb nicht die Zeit, uns darum zu kümmern.

Unser Ziel lag so ziemlich am Ende der Straße, wo an der Hauswand eine rote Laterne brannte.

Wie typisch.
Wir gingen vorbei, schielten dabei nach rechts, und jeder von uns sah die stabile Holztür, die den Eingang der Bar markierte. Die war nicht so leicht aufzubrechen.
Wir gingen bis zur Straßenecke. Jeder von uns war mit einem Sprechfunkgerät bewaffnet.
Ich holte meins hervor. »Wir haben das Ziel erreicht«, meldete ich mich. »Die Tür ist verschlossen. Wahrscheinlich müssen wir einen anderen Weg suchen, um in die Bar zu gelangen.«
»Wollen Sie es von der Rückseite versuchen?« quäkte die Stimme.
»Wahrscheinlich.«
»Viel Glück.«
»Danke.«
»Fragt sich nur, wie wir an die Rückseite gelangen«, meinte Bill Conolly.
»Sollen wir uns trennen?« Ich schaute meine beiden Freunde an.
Bill hob die Schultern.
Ich präzisierte meinen Plan. »Suko und du, Bill, ihr versucht von vorn den Schuppen zu betreten, während ich mir die Rückseite vornehme. Einverstanden?«
»Ist das nicht gefährlich?« fragte Bill.
»Unsinn.«
Suko war einverstanden. »Ich habe auch eine Klingel gesehen«, sagte er.
»Dann ist alles klar.«
Wir verabschiedeten uns.
Ich ging um die Ecke herum. Suko und Bill würden noch warten und mir erst mal Zeit geben, bis ich die Chance bekam, von der Rückseite her die Bar zu betreten.
Die Straße war etwas breiter als die Gasse, in der die Bar lag, und ebenfalls ausgestorben.
Ein Wagen kam mir entgegen. Es war ein Fahrzeug der Polizei.
Fast lautlos rollte es vorbei.
Leider entdeckte ich keine Einfahrt. Nur dicht an dicht stehende Häuser.
Es blieb mir nichts anderes übrig, als eines dieser Häuser zu durchqueren.
Nicht weit entfernt strahlte eine Leuchtreklame. »The Mouse«, flackerte da in regelmäßigen Abständen auf. Was so harmlos aussah, war ein polizeibekannter Schuppen, in dem Pornostreifen als Trickfilme liefen und Zuhälter sich regelmäßig trafen.
Diesen Laden betrat ich.
Kaum hatte ich die Tür geöffnet, als ich das Stimmengewirr hörte. Ein altes verstimmtes Klavier quäkte, und an der Wand lief gerade ein

Pornostreifen mit bekannten Märchenfiguren.
Schneeflittchen und die sieben Zwerge.
Die Gäste hatten ihren Spaß. Niemand achtete auf mich, als ich mich durch die Reihen quetschte, erst den Tresen ansteuerte, dann aber eine halbe Kehrtwendung machte und auf die Tür zu den Toiletten zuging.
Widerlicher Geruch drang mir entgegen, als ich meinen Fuß in einen schmalen Gang setzte mit grün gestrichenen Wänden zu beiden Seiten. Vor den Toiletten befanden sich gar keine Türen. Der Boden starrte vor Schmutz. Fehlten nur noch die Ratten.
Ich mußte um die Ecke gehen und sah die Hintertür. Doch dort hockte jemand.
Eine Wache oder so.
Als der Kerl aufstand, konnte ich Minderwertigkeitskomplexe bekommen. Er überragte mich fast um einen Kopf. Er zeigte dabei ein Grinsen, das so falsch war wie die Zähne meiner Tante.
Wenn ich auf den Hof wollte, mußte ich auch an ihm vorbei. Und das würde Schwierigkeiten bereiten.
Er streckte die Hand aus. »Hast wohl vergessen zu bezahlen, wie?«
»Nein, ich habe gar nichts getrunken. Laß mich durch!«
Er schüttelte den Kopf.
Auf eine Schlägerei wollte ich mich nicht einlassen, ich hätte auch den kürzeren ziehen können, aber durch mußte ich.
Deshalb zog ich die Beretta.
Plötzlich wurden die tückischen Augen des Aufpassers ganz groß. Er wurde gleichzeitig blaß.
»Dreh dich um!« befahl ich.
Er gehorchte.
Mein Schlag mit dem Waffenlauf traf ihn noch in der Drehung, und der Kerl fiel langsam zu Boden, wo er liegenblieb und sich nicht mehr rührte.
Ich stieg über ihn hinweg, schloß die Tür auf und befand mich tatsächlich in einem Hof.
Er war stockfinster.
Fehlte mir nur noch, daß irgendwo Typen lauerten, die mir an die Wäsche wollten, das war nicht der Fall. Ich holte meine kleine Lampe hervor und ließ den Strahl wandern.
Das war auch gut so, denn in der Dunkelheit wäre ich sicherlich gegen all das Gerümpel und den Müll gelaufen, der auf dem Hof lagerte. So konnte ich ausweichen.
Ich mußte zwei Mauern überklettern, störte einige Paare, die sich trotz der Kälte im Freien liebten, und stand nach einigem Hin und Her schließlich auf dem richtigen Hof.
Eine Viertelstunde war seit der Trennung von Suko und Bill schon

vergangen.

Abermals knipste ich die Lampe an. Auch Bars haben Hintertüren. Die Red Light Bar machte da keine Ausnahme. Aber diese Tür sah besonders stabil aus, das Gegenstück zu der vorderen.

Ich hatte einen guten Dietrich mit, besah mir das Schloß und holte das halbkrumme Gebilde aus Kunststoff hervor. Behutsam führte ich es in das Schloß hinein, drehte ein paarmal und nickte zufrieden, als die Tür aufsprang.

Dieses Werkzeug war erst vor kurzem von Geheimdienstleuten entwickelt worden. Ich wandte es nur in Notfällen an. Wie auch hier.

Auf Zehenspitzen betrat ich den Flur und war froh dabei, keine Wachen zu sehen.

Dann holte ich das Kreuz hervor und nahm die Beretta in die rechte Hand.

Es war nicht völlig dunkel. Weiter vorn sah ich einen roten Schimmer. Und hörte auch die Stimmen.

»Friß sie, Moloch. Friß sie auf… sie gehört dir. Nimm ihr die Jugend und das Leben …«

Mir rann ein Schauer über den Rücken. Jetzt wurde es höchste Eisenbahn…

***

Charity Hale wurde leichenblaß. Das war selbst in dem herrschenden Rotlicht zu sehen. Sie zitterte, wandte ihren Kopf und flüsterte Jane Collins zu: »Stütz mich, Jane, bitte…«

Die Detektivin legte ihre Hand auf Charitys Schulter. Ireus sah die Geste und schleuderte Jane zur Seite. »Laß sie in Ruhe!« fauchte er. »Jetzt ist sie dran.«

Der Moloch hob den Stab. Er näherte sich damit der Stirn des Mädchens.

Ireus lachte auf. »Du hast gewählt«, sagte er, »das ist gut, das ist sehr gut. Dann nimm endlich ihr Leben!«

»Nein!« schrie Jane plötzlich. »Nein, ihr dürft sie nicht töten. Laß sie leben!«

Sie wollte vorstürzen, doch da waren die Diener des Molochs, und gegen sie hatte die Detektivin keine Chance. Hart wurde sie zurückgerissen.

»Haltet sie fest!« sagte Ireus.

Die Männer kamen der Aufforderung nur zu gern nach.

Jane Collins wand sich unter ihren Griffen, konnte aber nichts ausrichten.

Aus schockgeweiteten Augen sah sie, was mit Charity Hale geschah. Es war grauenhaft, und die nächsten Sekunden gehörten mit zu den schlimmsten in ihrem Leben. Sie erlebte die schreckliche Magie des

Molochs, und ihr wurde bewußt, welches Schicksal auch ihr drohte.

Die Spitze des Stabes berührte ganz leicht die Stirn des Mädchens.

Charity schrie auf.

Sie zuckte zusammen, als hätte ihr jemand einen Peitschenschlag gegeben. Leicht ging sie in die Knie, krümmte sich und wollte beide Arme heben, doch sie schaffte es nicht.

»Deine Jugend, deine Kraft, gib sie mir!« schrie der Moloch.

Und der Stab leuchtete plötzlich auf.

Die grüne Farbe schimmerte vom Anfang bis zum Ende durch, schien zu explodieren und überschwemmte wie eine Woge das Mädchen Charity Hale.

Plötzlich wurde ihr Körper durchsichtig. Jane sah mit Schrecken jede Ader, die mit grünem Blut gefüllt zu sein schien, das hin und her pulsierte.

Doch auch die äußere Hülle, die Haut, veränderte sich. Aus Charity Hale wurde eine alte Frau.

Zuerst schimmerte sie nur grau, dann jedoch zeigten sich die ersten Falten, die immer tiefer wurden und plötzlich regelrechte Risse bildeten.

Wie mit einem Messer geschnitten, fraßen sie sich in die Haut hinein. Charity schrie auf. Sie brach zusammen, und der Moloch verfolgte mit seinem magischen Stab den Lauf ihres Körpers.

Die Frau wurde zur Mumie.

Die Haare fielen ab. Aus dem Blond war ebenfalls eine schlimme graue Farbe geworden. Ganze Büschel rieselten zu Boden, und die Kopfhaut schrumpfte zusammen.

Der Moloch hatte in der Tat Charity Hale das Leben ausgesaugt und sie zu einer alten, greisenhaften Frau gemacht, die jetzt immer mehr zusammenschrumpfte. Die Arme wurden kürzer, ebenso die Beine, zurück blieben Fragmente, aus den Fingern wurden Stummeln und aus der Haut eine dünne Schicht, die an Pergament erinnerte und plötzlich zerbröckelte. Staub rieselte zu Boden.

Grauer Staub.

Charity Hale löste sich auf.

Und Jane Collins sah bereits durch die dünne Pergamenthaut die Knochen schimmern.

Bleich und wächsern…

Ihr Leben erlosch.

Dann ein letzter, verzweifelter Seufzer, ein tiefer Atemzug – vorbei. Zurück blieb die Mumie.

Und der Moloch war gestärkt worden.

Jane Collins überschwemmte das Grauen wie eine gewaltige Woge. Sie konnte es gar nicht fassen, es war ihr unbegreiflich, sie hatte keine Erklärung.

Der Moloch trat zurück. Sein Stab löste sich vom eingeschrumpften Kopf der Mumie.

Er sah das neue Opfer.

Jane Collins!

Sein gräßliches Gesicht verzerrte sich zu einem bösen Lächeln.

Die rechte Hand schwang herum.

Und mit ihr der geheimnisvolle Stab.

Die Diener des Molochs hatten die vorherige schreckliche Szene aus weit aufgerissenen Augen beobachtet. Für sie war es Balsam gewesen. Jetzt wartete sie auf eine weitere Erstarkung.

»Deine Seele«, sagte der Moloch, denn auf einmal konnte er sprechen. Er redete mit einer hohlen, tiefen Stimme. »Deine Seele will ich als nächste haben.«

Jane warf einen Blick auf das, was von Charity Hale übriggeblieben war.

Die Mumie war nicht einmal einen halben Meter groß…

So sollte sie auch aussehen.

»Friß sie, Moloch, friß sie auf. Sie gehört dir. Nimm ihr die Jugend und das Leben!«

So hörte Jane den Chor der Diener. Unwillkürlich wich sie zurück. Ihr Herz klopfte so laut, als würde es jeden Moment zerspringen. Dann spürte sie die kalten Finger auf ihrer Schulter.

Ireus hielt sie fest. Er wollte schon dafür sorgen, daß Jane nicht noch einen Fluchtversuch unternahm.

Die Detektivin schloß für einen Moment die Augen. Sie wünschte sich, daß alles nur ein Traum war, doch als sie die Augen wieder öffnete, befand sich der Moloch dicht vor ihr.

Und damit die Spitze seines Stabes.

»Jetzt!« zischte Ireus und ließ Jane Collins los…

***

Ich hatte die fordernden Worte genau vernommen. Gesprochen von den Dienern des Grausamen, hatten sie meine Reaktion nur noch beschleunigt. Aber es ging nicht so einfach. Ich befand mich auf fremdem Gelände und mußte mich erst einmal orientieren.

Fast wäre ich gegen eine Wand gelaufen, konnte mich jedoch im letzten Augenblick noch abstützen.

Links ging es weiter. Mein Fuß stieß gegen irgend etwas Blechernes, das laut scheppernd davonrollte. Dann riskierte ich es und schaltete die Lampe ein.

Der dünne Strahl leuchtete die unmittelbare Umgebung aus. Ich befand mich in einem engen Gang, nahm den typischen Toilettengeruch wahr und streckte den Arm aus.

Der Lampenstrahl erfaßte eine Tür, die spaltbreit offenstand. Und

dort, von mir aus gesehen hinter der Tür, waren auch die Stimmen aufgeklungen.
Endlich am Ziel!
Die Zeit, mein Sprechfunkgerät hervorzuholen, nahm ich mir noch. Mit zwei Sätzen erklärte ich dem Einsatzleiter der Polizisten, wo ich mich befand.
»Sollen wir stürmen?«
»Nein, nur den Ring enger ziehen.«
»Okay, Sinclair, ich verlasse mich auf Ihr Wort.«
»Das können Sie auch. Ende!«
Eigentlich mußten Suko und Bill auch so weit sein. Sie hatten sich allerdings nicht gemeldet, mir fehlte jetzt auch die Zeit, noch großartig mit ihnen zu reden. Sie würden es schon packen, da war ich mir sicher.
Ich ließ das Walkie-talkie wieder verschwinden und nahm statt dessen die Beretta in die Hand. Der Tausch war mir lieber.
Drei Schritte brachten mich an die Tür.
Der Spalt war leider nicht breit genug. Wenn ich hindurchwollte, mußte ich ihn noch erweitern.
Zuerst schaute ich hindurch.
Rotes Licht. Typisch Bar. Ich sah auch Menschen, leider nur die Rücken von ihnen.
Behutsam verbreitete ich den Türspalt. Und zwar so weit, daß ich mich hindurchschieben konnte.
Vor mir befand sich die hufeisenförmige Bar. Und davor wiederum sah ich fünf blondhaarige Mädchen. Sie standen in einer Reihe und wandten mir den Rücken zu. Sie waren nicht nackt, sie trugen äußerst knappe Bikinis, sowie Bikini-Dreiecke. Man hätte sie im ersten Augenblick für Tänzerinnen halten können. Ich wußte besser, was mit ihnen geschehen sollte.
Ich duckte mich.
Noch in der Bewegung sah ich es grün aufstrahlen. Ein intensives Leuchten, das immer stärker wurde.
Die Magie des Molochs? Bestimmt.
Ich hatte ihn, den Moloch, noch nicht gesehen.
Langsam ging ich wieder hoch, so weit, daß ich über die Bar schauen konnte. Ich bewegte mich gleichzeitig ein paar Schritte nach rechts, um einen besseren Blickwinkel zu bekommen.
Der Moloch überragte alle.
Ich sah ihn leider nur von hinten, aber ich konnte mir vorstellen, welch eine grausige Gestalt den Mädchen da gezeigt wurde. Ich entdeckte auch Ireus, der schräg links neben dem Moloch stand, dahinter schimmerten verschwommen die Gesichter der Moloch-Diener. Mein Herz machte einen raschen Sprung, als ich Jane Collins

sah.
Sie sollte das nächste Opfer dieser unheimlichen Gestalt werden.
Der Moloch näherte den grün schimmernden Stab dem Gesicht der Detektivin.
Unaufhaltsam…
Ich hielt den Atem an.
Noch hatte man mich nicht gesehen, und mir gereichte es jetzt zum Nachteil, daß in der Bar das Licht so schlecht war. Ich hatte vor, auf den Stab zu schießen, aber würde ich ihn auch treffen?
Bei der schlechten Beleuchtung wohl kaum.
Was war zu tun?
Um Jane Collins zu retten, konnte ich nur noch eins machen. Und das war wirklich die letzte Chance…

***

Jane sah den Stab.
Wie hypnotisiert schaute sie ihn an. Die gefährliche Spitze, in der sich eine ungeheure magische Kraft verborgen halten mußte, die den Menschen das Leben und die Seele aushauchte.
Jetzt war sie an der Reihe.
Jane konnte nicht weg. Die Kaltblütigkeit, die die Detektivin sonst auszeichnete, war verschwunden. Jane Collins war in diesen Augenblicken nur ein hilfloses Bündel Angst.
Über dem Stab sah sie die Fratze des Molochs. Dieses schreckliche Gesicht, bläulich-weiß schimmernd, von Grausamkeit gezeichnet. Eine Mischung aus Tier und Monster – ein monströses Geschöpf, ein widerlicher Götze.
Das Girl spürte bereits die gefährliche Strahlung dieses Stabes.
Ihre Kräfte ließen einfach nach. Es fiel ihr nicht leicht, sich auf den Beinen zu halten, die Knie wollten nachgeben, der Atem drang schwer und keuchend über ihre Lippen.
Noch ein paar Zoll, dann würde das Monster seinen Stab auf Janes Stirn pressen…
Und dann?
Jane brauchte nur nach links zu schielen, um zu sehen, was von Charity übriggeblieben war.
Eine Mumie…
Mumie? Jane überlegte. Nein, auf keinen Fall. Sie wollte keine Mumie werden, sie wollte leben.
»Neiiiinnn…!« brüllte sie mit einer Stimme, die sich fast überschlug. »Ich will nicht!«
Lachen.
Dann eine Stimme. »Vorsicht, Jane!«
John Sinclair!

***

Ich hatte wirklich zum letzten Mittel gegriffen. Schießen konnte ich nicht, aber ich hatte das Kreuz.

Und das schleuderte ich.

»Vorsicht, Jane!« gellte meine Stimme, nachdem ich den Schrei gehört hatte.

Ich weiß nicht, wie sie reagierte, ich betete nur, daß mein Kreuz den Stab treffen würde.

Ob es geschah, sah ich nicht, denn mit einem gewaltigen Satz flankte ich über die Bar und schleuderte Gläser, Aschenbecher, kleine Blumengestecke, Mixbehälter und Eiswürfel zu Boden. Im nächsten Moment sprang ich Ireus an.

Der hatte sich halb umgedreht, war aber nicht schnell genug und wurde bis vor die Tanzfläche geschleudert.

Für einen Moment hatte ich freie Sicht.

Mir war das Glück wirklich hold gewesen. Das Kreuz hatte den Stab getroffen. Und dieser war mit schwarzmagischer Magie aufgeladen gewesen, denn nach dem Treffer hatte er seine grüne Farbe verloren. Er wirkte jetzt wie verkohlt.

Jane war zusammengesunken und hatte ihre Hände vor das Gesicht gepreßt. Sie schaute mich durch ihre gepreizten Finger an.

Neben ihr sah ich einen grauen Körper auf der kleinen Tanzfläche liegen, eine Mumie.

Ireus fing sich als erster, während die Diener des Molochs noch gar nicht richtig begriffen, daß sich die Lage verändert hatte. Mit einer blitzschnellen Bewegung tauchte er zur Seite, noch bevor ich ihn greifen konnte, war er verschwunden.

Und der Moloch?

Er stand hochaufgerichtet neben der knienden Jane Collins, die das einzig richtige machte, nach dem Kreuz griff und es hastig an sich nahm.

Sie wurde geschützt.

»Niemand rührt sich!« brüllte ich und lief auf den Moloch zu.

Der drehte sich herum.

Plötzlich sprang mir aus seinen Augen flammender Haß entgegen. Gleichzeitig fiel der Stab auseinander. In mehreren Teilen landete er auf dem Boden der Tanzfläche.

Der Moloch griff an.

Ich schoß.

Dieser Schuß war der Auftakt zu einem ungeheuren Tumult.

Während die Silberkugel ein Loch in die Haut des Molochs riß, schrien die Diener wild durcheinander. Es kam zu einer Panik. Niemand traute sich auf die Tanzfläche, auf der sich Jane, der Moloch und ich befanden.

Aber eine Stimme übertönte das Geschrei.
Ireus brüllte: »Verrecken, ihr werdet verrecken! Alle!«
Wie er das machen wollte, wurde uns in den nächsten Sekunden klar.
Die kleine Tanzfläche senkte sich nach unten. Und wir fuhren auf der runden Scheibe mit.
Es ging in die Tiefe eines Kellers.
Ich kümmerte mich nicht um den Moloch, der auf seine Wunde starrte, und warf mich nach links, wo ich Jane schnappte und sie von der Tanzfläche schleuderte.
»Halt das Kreuz fest!« schrie ich. »Halte es um Himmels willen fest!«
»Verrecken, verrecken…« Ireus' Stimme überschlug sich vor wildem Haß.
Ich kreiselte wieder herum.
Der Moloch hatte sich halb aufgerichtet. Sein Gesicht zitterte, eine Fratze aus Haß und Wahnsinn.
Geifer tropfte aus dem Maul, und der Wille zu töten hielt ihn immer noch umklammert.
Er warf sich vor.
Wieder schoß ich.
Seine breite Brust fing die geweihte Silberkugel auf. Abermals quoll ein gelblich schimmernder dicker, sirupartiger Saft aus seiner Wunde. Er war ungeheuer stark, denn die Silberkugeln hatten ihn noch nicht umgebracht.
Und noch immer schrie Ireus.
Was meinte er mit verrecken?
Ich sollte es in der nächsten Sekunde erfahren.
Plötzlich hörte ich unter mir ein Zischen. Eine Preßluftflasche!
Kaum hatte ich mich mit diesem Gedanken vertraut gemacht, als das ausströmende Gas Feuer fing.
Als ich einen Blick nach unten warf, sah ich einen etwa kniehohen, bläulich schimmernden Flammenteppich, der über einem Gasrost zitterte.
Diese Flammen sollten uns vernichten.
Jetzt wußte ich, warum Ireus so siegessicher war.
Die Hitze erfaßte mich. Und auch die Panik. Der Rand des rettenden Fußbodens war etwa zwei Yards von mir entfernt. Ich spürte die Hitze, und mir blieb nur noch eine Möglichkeit, wenn die Flammen mich nicht erfassen sollten.
Ich sprang.
Bekam in dem Augenblick die rettende Kante zu fassen, als der Moloch zupackte, um mich auf den unter uns brennenden Gasrost zu schleudern. Seine Hände streiften mich noch, dann zog ich gedankenschnell die Beine an und schwang mich mit einem gewaltigen Ruck über den Rand weg aus der Gefahrenzone.

Der Moloch brüllte, während ich mich zur Seite rollte und einen Blick nach unten warf.

Er stand in Flammen.

Der Moloch hatte zwei Sekunden zu lange gezögert, jetzt war es vorbei.

Er konnte seinem Schicksal nicht mehr entrinnen.

Ireus' Plan war nicht aufgegangen. Das wußte er selbst. Ich sah ihn nicht weit von mir entfernt.

»Du!« heulte er, und ein Weltbild brach für ihn zusammen, als er mich entdeckte. »Du hast es geschafft!«

Von unten hörte ich das Schreien des Molochs. Es war mehr ein Winseln, aber es erreichte auch Ireus' Ohren.

»Nein, ich kann es nicht hören!« schrie er. »Ich will es nicht hören!« Wie ein Irrer rannte er auf mich zu.

Ich kam hoch.

Dabei dachte ich, er würde mich anspringen, doch Ireus hechtete an mir vorbei.

Im Fallen brüllte er: »Ich komme, ich komme zu dir!«

Dann war er verschwunden.

Ireus hatte Selbstmord begangen. Er wollte zusammen mit seinem Geschöpf sterben.

Ich wirbelte herum, als ich eine Hand an meinem Arm spürte.

»Na, na, nur nicht so hektisch«, sagte Bill Conolly und grinste.

»Alles klar?« fragte ich.

»Und wie«, erwiderte Bill, wobei er nach vorn deutete. Ich sah die Polizisten und atmete auf.

Geschafft!

Plötzlich fiel mir jemand um den Hals.

Jane Collins!

In all dem Trubel bedankte sie sich bei mir für ihre Rettung, und es machte ihr nichts aus, daß sie so gut wie nackt war. Über ihre Wangen rannen Tränen, ich spürte die Nässe und bedeckte ihre Lippen mit Küssen.

Wir waren gerettet, für Charity Hale hatte es nicht mehr gereicht.

Und wenn sich der Moloch anders entschieden und sich Jane zuerst vorgenommen hätte, wäre auch ich zu spät gekommen.

So hatten wir beide unwahrscheinliches Glück gehabt. Ich führte Jane Collins weg, denn auf der nach unten gesunkenen Tanzfläche spielte sich eine grauenhafte Szene ab.

Ich sah es im Weggehen.

Ireus, der wahrscheinlich auch das Gas gezündet hatte, umklammerte sein Geschöpf. Gemeinsam ging er mit dem Moloch in den Tod.

Schicksal.

Ich war froh, daß es nicht Jane und mich getroffen hatte.

***

Von Logan Costello, dem Bruder, haben wir nichts gehört. Logan hielt sich heraus. Er war viel zu gewitzt, um etwas zuzugeben. Aber irgendwann, da war ich mir sicher, würden wir auch ihn packen.

Wenn ich nicht, dann meine Kollegen, auf deren Liste er ja seit langem stand.

Wie feierten Janes Rettung. Allerdings nicht in einer Bar, sondern in einem neueröffneten Freßlokal. Wirklich, Freßlokal, denn was es da für Portionen gab, das war schon beinahe pervers.

Ich schaffte sie alle.

Einen Tag später lag ich flach. Zum Glück war Sonntag, und so hatte Scotland Yard keinen Schaden davon.

ENDE